Landesbibliothek Coburg (70)
022001006048

D II, 9
1800
46
Coburger Landes-Bücherei

Sittenspiegel
für
das weibliche Geschlecht.

Von

August Lafontaine.

Coburger Landes-Bücherei

Erster Band.

Görlitz
bei C. G. Anton.
1804.

Vorbericht.

Ich übergebe dem Publikum das Museum für das weibliche Geschlecht, und einen Band von der Zeitschrift für Gattinnen ꝛc., die sich vergriffen haben, unter einer andern und, hoffentlich, verbesserten Gestalt, unter dem Titel: Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht.

Ich habe fast die Hälfte des Museums weggeworfen. Die Leserinnen werden dagegen einige neue Erzählungen, und, wie ich hoffe, die alten in einer bessern Ordnung wiederfinden.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Die Blume der Grazien . . . Seite 3

II. Ueber Bildung des weiblichen Geschlechts 5

III. Wahrheit und Täuschung . . . 23

IV. Vermächtniß der Marquise de Nevers an ihre beiden Niecen, Marie de Beau Grisan und Adelaide de Thianon . . 57

V. Die gute Frau, oder: So bessert man einen Mann 80

VI. Ueber die häusliche Glückseligkeit. In Briefen. 124

VII. Elise Draper 150

VIII. Der gute Sohn 164

IX. Die gute Tochter . . . . Seite 181

X. Freundschaft 240

XI. Said. Freundschaft 253

XII. Hulkem, oder: der goldene Spiegel. Ein Persisches Märchen 264

XIII. Hulkem 297

XIV. Liebe 336

XV. Maria 346

XVI. Moden 372

Sittenspiegel

für

das weibliche Geschlecht.

für

das weibliche Geschlecht.

I.

Die Blume der Grazien.

Wie die Grazien noch unter den Sterblichen wandelten, war jede Jungfrau ihre Priesterin, und die Göttinnen lehrten sie ihre Gesänge und ihre Tänze; lehrten sie süße Gespräche, und opferten mit ihnen an dem Altare der himmlischen Liebe. Sie lehrten sie auch den Schleier tragen, ihr Haar in schöne Locken winden, und sich mit Blumen kränzen. Die Mädchen waren glücklich, welche die Grazien liebten, und blieben glücklich.

Endlich verließen die Göttinnen die Erde; sie versammelten noch einmal die Mädchen, wiederholten ihnen ihre Lehren in einem Gesange, der noch jetzt das Lied der Grazien heißt.

Sie hatten das Lied gesungen: da berührten ihre Füße den Boden nicht mehr, und wo sie empor schwammen, wuchs ein Rosenstock voll weißer und rother Rosenknospen empor. Die Mädchen der Flur betrachteten staunend und froh die neue Blume: da rief die jüngste der Huldgöttinnen mit harmonischer Stimme herab: das ist die Blume der Grazien. Euer Herz, Mädchen, sei rein und unschuldig wie die weiße Rose, und die jungfräuliche Schaam röthe eure Wange mit dem Purpur des rothen Knöspchens!

Seht, Mädchen, die Blume der Grazien ist nur ein halbgeöffnetes Knöspchen; öffnet sie unbescheiden sich der Glut der Sonne, so ist sie verwelkt. Ihr Mädchen der Grazien, entschleiert selbst nicht der keuschen Luna euern jungfräulichen Busen; flieht bescheiden lautes Gelächter, Trinkgesänge, und die Lieder und Tänze der glühenden Liebe.

So sangen die Grazien, und sie hoben sich empor in einer goldenen Wolke.

II.

Ueber Bildung des weiblichen Geschlechts.

Mein Gott! welche hohe Bildung! wie kultivirt sie ist! sie ist ein höchst gebildetes Mädchen! Ach, ein geistvolles Wesen! Diese Worte strömen alle Minuten über die Lippen junger Herren und junger Mädchen. Die ältern Herren, die weisen Matronen werfen erwartende Blicke auf dies Wundergeschöpf, beobachten, lächeln, und finden von dem Allen nichts. Kein Wort ist vielleicht so vielsinnig als das Wort Bildung; denn jeder fodert, was er zu fodern vermag, und worüber er Richter zu seyn im Stande ist, und mehr nicht. So fodern manche von einem Mädchen sehr wenig, um es gebildet zu heißen; manche sehr viel, oft Unmöglichkeiten; die meisten rechnen nur das als Bildung einem Mädchen an, was ihnen

glänzend, ausgezeichnet, oder schwer zu erhalten scheint.

Ohne mich zum Richter über alle diese Foderungen, über ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit, aufzuwerfen, muß man doch wenigstens wissen, was man unter Bildung des weiblichen Geschlechts, die man fodert, versteht, weil man dieser Bildung Wirkungen zuschreibt, welche jede andere vielleicht nicht haben würde oder könnte; und so müssen wir die verschiedenen Foderungen an die Mädchen, wie sie sich bilden sollen, näher beleuchten, damit nicht etwa hie und da ein schönes Gesichtchen uns mißverstände, etwas für Bildung hielte, dem wir diesen Namen gänzlich absprechen müßten.

Welches die bessere Bildung sei, das entscheide der Himmel; aber welches die Bildung ist, von der dieser Sittenspiegel redet, und der er die tausendfachen Wunder zuschreibt, deren hin und wieder erwähnt ist, das wenigstens soll außer Zweifel gesetzt werden.

Sehen Sie, da tritt ein reitzendes Mädchen in die Gesellschaft, geschmackvoll gekleidet; sie verbeugt sich mit einem unübertrefflichen Anstan-

de; der Faltenwurf ihres Kleides ist mahlerisch; die Figur ist, obgleich manche Matrone errőthet, scharf dessinirt; sie setzt sich, sie strickt, sie nähet, sie trinkt Thee, sie redet, sie lacht: sie thut, was sie thut, mit Grazie. Sie ist gefällig, ohne große Ansprüche; sie ist artig, gesittet; sie weiß zu schweigen, wenn es Zeit ist, und redet, wenn man es wünscht. Kurz, in jeder Gesellschaft wird man von diesem Mädchen sagen: ein sehr artiges, wohlgesittetes Mädchen! aber Tausende werden auch hinzusetzen: ein sehr gebildetes Mädchen!

Diese Tausende mögen nach ihren Meinungen von dem Werthe des weiblichen Geschlechts Recht zu dieser Benennung haben; ich würde das nur äußere Bildung, Politur, Lebensart, und ein solches Mädchen nur ein artiges Mädchen nennen. Diese äußere Politur, diese äußere Bildung ist sicher etwas sehr Schätzbares, und gehört freilich als ein Kleid, das die innere Bildung, wovon der Sittenspiegel redet, umhüllt, zur Bildung mit; allein es ist nicht Bildung selbst; ja, es läßt sich sogar von einem sehr gebildeten

Mädchen denken, daß ihr diese äußere Politur größtentheils fehlt. Ich kann mir eine sehr gebildete Asiatin denken, die in unsern Gesellschaften eine sehr alberne Figur spielen würde. Denken Sie sich ein Mädchen, fern von allen gesellschaftlichen Verhältnissen erzogen, mit dem allerhellsten Verstande und dem schönsten Herzen: wie sehr dieser, bei aller innern Bildung, diese äußere Politur abgehn müßte! Nur keine Gurli; diese ist ein ungeschlachtes, unnatürliches Geschöpf, ohne äußere und innere Bildung, obgleich vielleicht Kotzebue dabei das gebildete Weib ohne Politur gedacht hat.

„Wer wird auch ein allein artiges Mädchen ein gebildetes Mädchen nennen?“

Sehr viele Mütter fodern von ihren Töchtern nicht mehr als diese äußere Politur, und würden den sicherlich für einen Tollhäusler halten, der noch eine Foderung an das Mädchen machte: ja, sehr, sehr viele Mütter halten noch viel, viel weniger für den höchsten Grad der Bildung. Kann das Mädchen tanzen, l'Hombre, Whist und Tarok spielen, eine Blume

sticken, eine Suppe vorlegen, laut plappern und noch lauter lachen; und thäte sie die beiden letzten Dinge unter zwanzigmalen funfzehnmal am unrechten Orte, so ist die stolzeste Foderung der Mutter befriedigt; und wehe dem Manne, der nur einmal das kleinste Aber hierbei wagte.

Man hat nie von Bildung des weiblichen Geschlechts so viel geredet, als eben jetzt. Man kannte ehedem die Sache ohne ein Wort dafür zu haben. Jetzt gebraucht man sehr häufig das Wort, ohne die Sache zu haben. Freilich foderte vor einem halben Jahrhundert die Bildung eines Frauenzimmers nicht die Hälfte der Mühe, die sie jetzt fodert, denn das weibliche Geschlecht stand gegen das männliche in tausend Verhältnissen nicht, worin es jetzt steht. Man foderte nicht mehr als man bedurfte; jetzt bedarf man sehr oft mehr, als man bedürfen sollte, und man bildet das weibliche Geschlecht für dieses Bedürfniß des Luxus.

Ein gebildetes Frauenzimmer! das Mädchen hat einen sehr gebildeten Geist!

Sie hat gar keine Bildung! das sind Redensarten, die jetzt so gewöhnlich geworden sind, daß unter allen Ständen der Werth der Frauenzimmer darnach bestimmt zu werden scheint; nur schade! daß man sehr oft etwas ganz Anderes unter diesem Worte Bildung versteht, als man der Natur nach darunter verstehen sollte.

Die Mütter hören beständig, lesen beständig von Bildung des weiblichen Geschlechts; alle Gesellschaften ertönen von diesem Worte. Was ist zu thun? Natürlich! die Mütter geben sich die ersinnlichste Mühe, ihren Töchtern diese Bildung des Geistes zu geben: das heißt? — eine Französin, oder eine französische Schule bearbeitet mit dem fünften Jahre des kleinen Mädchens den Geist des Kindes, und ein Tanzmeister den Körper. Nach einigen Jahren hebt der Klavierunterricht und das Zeichnen an. Geographie und Naturgeschichte gehören, ich weiß wahrhaftig nicht eigentlich, warum? auch zu diesem Kursus der weiblichen Bildung. Das Mädchen ist zwölf Jahr: sie zeichnet, sie spielt und singt;

sie spricht und lieset Französisch; sie weiß die Hauptstädte aller Reiche der Welt; sie lieset alle Bücher der Lesegesellschaft, worin sie ein Mitglied ist: nun fängt man, wenn das Ding bis dahin gut gegangen ist (denn sehr häufig besteht am Ende diese mühsame Bildung in nichts weiter, als daß das Mädchen einige französische Komplimente versteht, den Anfang des Jou-jou und des Telemachs auswendig weiß, einige Arien auf dem Klavier trommelt, und eine Blume mit Bleistift auf ein Kleid zeichnet), ich sage, das Mädchen fängt nun, wenn die Bildung bis dahin geglückt ist, Italiänisch an, dann Englisch, macht einige Briefaufsätze, hält sich ein Excerptenbuch, und nun ist der Bildungskursus vollendet. Das Mädchen hat nun die gehörige Bildung des Geistes mühsam genug erworben, und nun tritt sie in alle Gesellschaften ein, und fodert, was sie mit Recht zu fodern scheint: die Belohnung für ihre Mühe, die Bewunderung und das Anstaunen aller Menschen. Man bewundert das Mädchen wirklich, man betet sie an, und man thut wahrhaftig nicht mehr als man

soll und muß; sie verlangt es: denn bemerkt man das Mädchen nicht, so schwatzt sie so lange, bringt einige französische Brocken hervor, singt ein Sonett von Petrarcha, oder sagt eine Bemerkung von Yorik, oder ergreift die erste beste Gelegenheit, über ein Buch zu urtheilen, und treibt das so lange, bis man merkt, man ist mit einem gebildeten Mädchen in Gesellschaft. Ist man nun davon benachrichtigt, dann gehen die Prätensionen an, zu denen das Mädchen durch ihre Mühe ein Recht zu haben glaubt; mit jedem Körnchen Weihrauch, den man ihr aufstreut, vermehren sich ihre Anmaßungen, und man setzt sich in Gefahr, von ihr ein Dummkopf oder ein Grobian gescholten zu werden, wenn man nicht Zeit oder nicht Lust hat, das Rauchfaß beständig zu schwingen.

Und ich gestehe zu, daß das Alles so und nicht anders seyn kann; denn tausendmal sagt Liebmütterchen zu Liebtöchterchen, wenn die französischen Vokabeln und die Namen der Hauptstädte nicht in den Kopf wollen: sei du nur fleißig, Kind; lerne du nur; sieh, wenn

du nun groß bist, und du kannst Französisch, und Kriegsraths Hannchen nicht: sieh, dann loben sie dich, und die jungen Herren küssen dir die Hände, und man sagt: das ist ein gebildetes, gescheutes Mädchen!

Nun denn, was Wunder, daß das kleine Mädchen die jungen Herren im Hintergrunde sehr lebhaft sieht, lernt, daß ihr das Köpfchen raucht, und nun dann auch verlangt, daß man ihr Wort halten soll, wenn sie nun das Alles weiß, was sie wissen sollte.

Und gestehen Sie nur zu, meine schönen Leserinnen, daß man doch gewöhnlich ein Mädchen, das alles das kann und weiß, was da oben zu dem Bildungskursus gerechnet wurde, ein gebildetes Mädchen heißt; auch habe ich nichts dagegen. Ich selbst, um nicht in Händel zu gerathen, sage in Gesellschaft oft ebendasselbe; hier aber an meinem Schreibepult behaupte ich, daß dieser Sittenspiegel unter einem gebildeten Frauenzimmer, und unter Bildung des weiblichen Geschlechts nie ein solches Frauenzimmer und nie diese Bildung versteht.

Französisch, Englisch, Italiänisch reden und schreiben, zeichnen und mahlen, Geographie und Naturgeschichte, Geschichte und Musik wissen, sind Talente, sehr schätzenswerthe Talente, welche die Bildung sehr befördern, und erleichtern; aber wahrhaftig sie sind nicht die Bildung selbst; ja, der Satz läßt sich noch weiter ausdehnen. Ein Frauenzimmer, das nichts redet als ihre Muttersprache, nicht singt und spielt, keine Geographie und Geschichte kennt, kann dennoch ein sehr gebildetes Frauenzimmer seyn, obgleich wir dabei versichern, daß dieses selten der Fall seyn wird, und ein Frauenzimmer, welches Französisch, Englisch und Italiänisch lieset und schreibt, singt und spielt wie Mara, zeichnet und mahlt wie Angelika, und redet wie ein Buch, kann dennoch bei allem diesem Wissen ein sehr ungebildetes Frauenzimmer seyn.

Und wenn man nun schlechterdings auf dem Worte Bildung besteht, so kann ich doch auf keine Weise mehr von einem solchen Mädchen sagen, als: ihr Verstand ist gebildet; allein um ein gebildetes Mädchen zu heißen, be-

darf sie noch weit mehr, und von allen den Talenten weit weniger.

Das Mädchen soll gebildet werden! Die erste und natürliche Frage muß doch seyn: wozu soll sie gebildet werden? Und hier antworten gewöhnlich Mütter und Töchter: zu gefallen! wenn sie das auch nicht laut antworten. Ich habe gegen diesen Ausdruck nichts, ob er gleich nicht ganz genau und bestimmt die Absicht angiebt, wozu ein Mädchen gebildet werden soll; denn eigentlich sollte man sagen, ein Frauenzimmer muß gebildet werden, um ihr ganzes Leben hindurch in allen ihren Verhältnissen so glücklich als möglich zu seyn. Allein wir wollen die Antwort: zu gefallen! gelten lassen. Wem gefallen? Ein allgemeines Stillschweigen. Frei heraus! wem wollen Sie gefallen? Allen! Meinetwegen, wenn es möglich ist. Aber wem vorzüglich? Doch wol als Weib dem Manne, als Mutter den Kindern, als Hausfrau dem Gesinde, als Gesellin den Freunden der Familie, als Tochter den Eltern? —

Mit Einem Worte: jedes Mädchen ist bestimmt, Frau, Mutter, Hausfrau, Gesellin des Mannes, und Gesellschafterin der Freunde des Hauses zu werden, und für diese Verhältnisse muß sie gebildet werden, glücklich in diesen Verhältnissen zu seyn, und glücklich in diesen Verhältnissen zu machen; denn Eins läßt sich ohne das Andere nicht denken. Für diese Verhältnisse braucht sie der allerreifsten Ausbildung ihres Verstandes, und der ganzen möglichen Güte und Schönheit ihres Herzens. Und dieser letzte Punkt ist es, worin es gewöhnlich bei der Bildung des weiblichen Geschlechts versehen wird. Für die Ausbildung des Verstandes wird hin und wieder leidlich gesorgt, und oft das Herz darüber ganz vergessen. Keine Bildung des Verstandes kann, darf und soll nichts anders zum Zweck haben, als das Wohlwollen, die Güte des Herzens gegen alle Menschen zu befördern, zu reinigen, zu stärken. Bildung des Verstandes ist nur ein Mittel, kann nur Mittel seyn; und bei tausend Mädchen ist diese Bildung des Verstandes der Zweck selbst.

Thätiges Wohlwollen des Herzens gegen alle Menschen, und feste Ruhe der Seele bei den menschlichen Unglücksfällen sind die beiden letzten Zwecke, wohin Alles, jede Bildung der Menschen, arbeiten soll: das Erste, weil man dadurch glücklich macht; das Zweite, weil man dadurch glücklich ist.

Dieses thätige Wohlwollen, und diese feste Ruhe der Seele wird aber nur zu oft durch Vorurtheile, durch Unwissenheit, durch Irrthümer, durch Aberglauben, durch Verblendungen, durch Verführungen, durch die Vorspiegelungen der Phantasie gehindert, gestört, und oft ganz und gar zernichtet; und eben deswegen muß der Verstand des Menschen die reifste und reinste Ausbildung erhalten, damit diese Vorurtheile, Irrthümer und dieser Aberglauben weggeschafft, und die Phantasie dem Verstande unterthan werde. Ist das geschehen; ist der Verstand so gebildet, ist er so scharf, so fein, daß er die Wahrheit zu finden weiß, mitten in der Nacht des Aberglaubens, der Vorurtheile und Irrthümer, und mitten in dem zu blendenden

Lichte der Phantasie; und wird durch diese immerwährende Bemühung nach Wahrheit, dieses Wohlwollen des Herzens immer thätiger, immer allgemeiner und inniger, und die Ruhe der Seele immer fester und ungestörter: so ist dieser Mensch gebildet, er sei nun, auf welchem Wege er wolle, zu dieser Bildung gekommen. Diese Schärfe des Verstandes bei einem Frauenzimmer, das nach Wahrheit redlich strebt, und Wahrheit zu finden weiß, und diese Wahrheiten zur Veredlung ihres Herzens anwendet: diese reitzende Harmonie des Verstandes und Herzens nenne ich innere Bildung; und diese Bildung, sieht man, kann man erhalten, ohne ein Wort Französisch zu wissen, ohne je einen Krayon, oder die Taste eines Klaviers berührt zu haben.

Bei dieser Rechnung aber scheinen jene schönen Talente ja ganz verloren zu gehen. Mit nichten, meine schönen Damen: diese Talente gehören zur Rechnung ebenfalls; nur können sie nicht als Hauptsummen aufgeführt werden.

Wohlwollen und Ruhe der Seele ist Zweck

der ganzen Bildung; Mittel hierzu ist ein heller, reiner, vorurtheilsfreier Verstand; alle Mittel, durch die der Verstand, und alle übrige Seelenkräfte geübt werden, gehören als Mittel zur Bildung; folglich auch das Erlernen aller nützlichen Kenntnisse, und besonders das Erlernen fremder Sprachen. Vielleicht ist unter der ganzen Masse von dem, was gelernt wird, für den Verstand nichts nützlicher als das Studieren einer fremden Sprache; nicht einmal gerechnet, daß man dadurch Herr über alles das wird, was die Nation, deren Sprache man lernt, Wissenswerthes hat. Eben so hat auch ein richtig gebildeter Kunstgeschmack einen großen Einfluß auf den sittlichen Geschmack: Musik, Zeichnen, schöne Wissenschaften sind also auf keine Weise überflüßig bei der Bildung der Menschen, wenn sie nicht bloß allein Mittel seyn sollen, die Eitelkeit eines Mädchens zu befriedigen, und sie in Gesellschaft zu produciren. Diese Talente erleichtern die feste und vollendete Bildung des Geistes, und geben allen Gefühlen eine Milde, eine Güte, und erhalten diese Geistesmilde, auch in Zeitpunkten,

wo auch das schönste Herz kälter wird oder doch zu werden scheint.

Dies ist mein Glaubensbekenntniß über die Bildung des weiblichen Geschlechts, und über das, was ich unter einem gebildeten Frauenzimmer verstehe. Auch kann man, dünkt mich, nicht leicht einen Mißgriff machen, unter einem wirklich gebildeten, und unter einem talentvollen Frauenzimmer. Diese (Talentvolle) kennt man sehr leicht an den Prätensionen, die sie macht; jene (die wirklich Gebildete) an einer natürlichen, unschuldigen, sanften Demuth, dem köstlichen Edelgestein des ganzen menschlichen Geschlechts.

Ueberall, dünkt mich, muß die Bildung jedes Menschen ihr Beglaubigungsschreiben bei sich führen: bei dem gebildeten Weibe ist der Charakter, wie ich glaube, erhöhete, verfeinerte, verklärte Unschuld, die Wirkung wohlwollende Demuth; bei dem gebildeten Manne ist der Charakter erhöhete Bescheidenheit, und die Wirkung Toleranz.

Aber diese Unschuld ist ein Spiegel, den der leichteste Hauch der Eitelkeit, und wie es scheint, unauslöschlich befleckt. Ich kenne schon kleine weibliche Geschöpfe von fünf bis zu zehn Jahren, denen ich keine Bildsamkeit für diese Bildung mehr zutrauen kann. Die unschuldigen unbefangenen Blicke des Kindes, wie sehr unterscheiden sie sich schon von den umherschweifenden Blicken eines eben so jungen Kindes, das aber schon gelernt hat, Anmaßungen zu machen! Mit jedem Talente mehr, das es hinzulernt, wird es auch eine Anmaßung mehr machen lernen, und das, was bei dem Charakter der Unschuld dem Manne vielleicht an seinem Weibe die höchste Zierde dünkte, Witz, Verstand und Talente, wird mit der Eitelkeit vielleicht die schärfste Geisel seines Lebens.

Ich kann mit nichts Besserm enden, als mit der Gellertschen Erzählung, die jedes Mädchen auswendig lernen sollte, und die tausendmal mehr werth ist, als zehn Ritterromane, welche die Messe bringt, und von den Weibern verschlungen werden.

Ein Freier bat einst einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuschlagen.
Ich will dir zwei, versetzte jener, sagen;
Dann wähle die, die dir die beste scheint.
Die erste hat, nebst einem Rittersitze,
Ein recht bezauberndes Gesicht,
Liebt den Geschmack, spricht mit dem feinsten Witze,
Und schreibt die Sprachen, die sie spricht;
Sie spielt den Flügel schön, und kann vortrefflich singen,
Und mahlet so geschickt, als es die Kunst begehrt,
Und in der Wirthschaft selbst giebt sie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Werth;
Allein bei aller Kunst und allen ihren Gaben
Hat sie kein gutes Herz.
Die andre sieht nicht schön,
Wird wenig in Vermögen haben,
Und von den Künsten nichts, die jene kann, verstehn;
Doch bei Verstand und einem stillen Reize,
Der, ohne daß sie's sieht, gefällt,
Besitzt sie, frei von Stolz und Geitze,
Das beste Herze von der Welt.
Was thätst du nun, wenn dich die erste haben wollte?
Ach, fing der Freier an: wenn dies geschehen sollte,
So spräch ich zu der ersten Nein,
Um dadurch bald der andern werth zu seyn.

III.

Wahrheit und Täuschung.

Hannchen war das hübscheste Mädchen in ganz Strahlau. Schlank wie eine Tanne, rasch wie ein Reh, heiter wie ein Vögelchen im Lenz, unschuldig wie ein Engel war Hannchen.

Mit ihren hellen blauen Augen schaute sie so klug und so frei unter ihrem Strohhute hervor, daß jedem, der sie sah, das Herz lachte. Pachters Hannchen, sagte ein jeder, ist doch das schönste Mädchen im Dorfe.

Hannchen putzte sich, das ist wahr: sie hatte immer auf dem Strohhute einen Blumenstraus, und am Mieder auch einen. Sie sah jeden Morgen, ehe sie die Harke nahm, um das Grummet zu wenden, dreimal wol in den Spiegel; und Sonntags, wenn sie in die Kirche ging, brachte sie immer eine Viertelstunde länger auf ihrem Putze zu, als andere Mädchen.

Hannchen wollte gefallen, auch das ist wahr: sie lachte laut, sie schäkerte mit Rosen, wenn Nachbars Wilhelm am Felde vorüberging; sie war schnipsch, wenn Wilhelm ihre Hand ergriff, und böse, wenn er sie nicht ergriff.

Indeß Hannchen war ein gutes Mädchen; die Arbeit ging ihr flink von der Hand, und Nachbars Wilhelm hatte sie herzlich lieb, wenn sie auch gleich schnipsch und böse that.

Sie behackte den Kohl, sie wand das Heu, sie band den Wein im Berge und die Garben auf dem Felde, und war fröhlich und heiter.

Da kam daher des Predigers Sohn, eine gute ehrliche Seele, voll guten Willens gegen alle Menschen. Sechs Jahre war er abwesend gewesen, und seit sechs Jahren war Hannchen sechs Jahre älter, also achtzehn Jahre geworden.

Sieh da, Hannchen! Guten Tag, wie gehts?

Willkommen, Mosjeh August!

und so ging das Gespräch weiter.

August wunderte sich, wie schön, wie fein, wie klug Hannchen geworden war, und Hannchen wunderte sich über gar nichts.

August erzählte von der Stadt, und Hannchen fand die Erzählungen possierlich, und brachte Augusten mit ihrem geraden Sinn und einfachen Fragen und Antworten in die Enge.

Schade, sagte August, daß der Edelgestein nicht brillantirt werden soll! Was hat das Mädchen für Anlagen! —

Schade, Hannchen! sagte den andern Tag August dem schönen Mädchen, schade, daß dir noch so viel fehlt.

Fehlt? fragte Hannchen, und hätte es bald übel genommen, daß ihr was fehlen sollte.

Sieh einmal, Hannchen: mit diesem reitzenden Gesicht, mit diesem schönen Auge, mit dieser schlanken edeln Figur, mit — o Hannchen, welch ein Mädchen würde aus dir werden, wenn du gebildet würdest.

Hannchen sah ihn groß an und verstand ihn nicht.

Welch ein Weib könntest du seyn? Du würdest die Ninons verdunkeln; dieser reine natürliche Verstand, dieser rasche Witz, diese Unschuld deines Herzens, und dieser reitzende

Körper — o, welch ein Weib könntest du seyn, Hannchen! wenn du gebildet würdest.

Aber, was fehlt mir denn? ich bin zufrieden, ohne Sorgen; die Menschen haben mich lieb, und ich die Menschen; ich kann arbeiten. Was fehlt mir? —

August machte das lehrbegierige Hannchen sehr bald bekannt mit den tausend Dingen, die ihr fehlten.

Da kam er Abends ein Stündchen und las einen Roman vor; das gefiel den Alten, und Hannchen ebenfalls. Da lernte Hannchen die Stadt kennen und die Lebensart in der Stadt.

So mußt du reden, Hannchen! sagte August jeden Augenblick, und nach sechs Wochen redete Hannchen feiner als alle Dorfmädchen.

Die Ninons würdest du verdunkeln: das hatte Hannchen nicht vergessen; sie wußte sogar, wer Ninon gewesen war. Hannchen stahl sich ein Stündchen vom Spinnrade in die Laube und las, und las endlich so fertig wie der Schulze.

Das ging von Wahrheit zu Wahrheit unter Augusts Leitung, und Hannchen wußte mehr

als manches Stadtmädchen, das achtzehn Jahre unterrichtet ist.

Augusten schlug das Herz vor Freude, wenn er das feine Hannchen sah. Wie viel tausend Mittel hat nun nicht Hannchen durch mich mehr, zu genießen? so fragte er sich oft mit einer Art von Triumph.

Es ist wahr: Hannchen las, und schrieb, schrieb ab, und lernte, und wußte, daß die Welt rund, England eine Insel sei; sie hatte Raffs Naturgeschichte und Sulzers Vorübungen, Jerusalems Betrachtungen, Wielands Oberon und Agathon, Anton Walls Bagatellen und Schillers Räuber gelesen. Der Pfarrer sogar war gezwungen, sich vor Hannchen auf der Kanzel in Acht zu nehmen; das Alles ist wahr, und es hatten auch Hannchens Eltern große Freude daran. Allein diese Freude war nicht ohne Zusatz von Traurigkeit: denn Hanchen band keine Weitzengarbe mehr fest; sie ging mit Murren in den Weinberg, und mit Murren auf die Wiese; denn sie mußte erstlich von Karlos abbrechen, und zweitens in ihrem knappen Mieder hingehn, und das hinderte sie im

Arbeiten, so schön es auch dem schlanken Körper saß.

August reiste endlich unter den Segnungen des glücklichen Mädchens ab, nach einem Dorfe, wo er ein Amt antrat.

Nachbars Wilhelm kam wieder nach seiner Abreise in Hannchens Gunst. August heirathete eine alte Liebschaft, und Hannchen, die halb auf Augusten gerechnet hatte, gab — aus Rache, Wilhelm ihre Hand.

Die ersten acht Wochen wußte Wilhelm Mittel, den Agathon sammt dem Oberon, Wall und Schiller auszustechen; allein am Ende dieser acht Wochen fanden auch diese wieder Gehör.

Wilhelm brummte nur anfangs über seine Herren Nebenbuhler, allein nach und nach wünschte er diesen Herren alles Böse laut an den Hals. Hannchen zankte mit ihrem Manne über seine derben Ausdrücke, und der Mann mit Hannchen über ihre underbe Arbeit.

Hannchen weinte; weinend ging sie aufs Feld; mit Thränen über die unwürdige Arbeit benetzte sie den Kohl, den sie behacken sollte!

Thränen flossen in den Milcheimer, der vor ihr stand.

Mit Unwillen zog sie das grobe Zwillig-mieder an. Das Kupfer von Ulriken im Bauerkleide, vor Herrmann und Ulrike, war das Bild, das sie von sich im Kopfe hatte.

Mit Freuden ging sie in die Stadt, um dort ihre Butter zu verkaufen, und mit einem Herzen voll Neid kam sie zurück.

Kurz, Hannchen hatte die weißesten Hände von allen Weibern in Strahlau, den nettesten Fuß, die knappesten Mieder; allein Hannchen vergoß auch die meisten Thränen, und hatte die schlechtesten Kühe unter allen Weibern in Strahlau.

Dem Manne lagen seine Kühe mehr am Herzen, als Hannchens Mieder und Hände; und Hannchen vergoß noch mehr Thränen, und die Kühe wurden nicht besser.

Der Mist war ihr abscheulich; statt des Kohls im Garten, pflanzte sie Levkoyen; im Gebüsch, statt Holz zu lesen, las sie Musarion, und hoffte hinter jedem Busche, einen Phanias zu finden.

Einen Phanias fand sie zwar nicht, aber einen jungen Offizier, der aber nicht vor ihr davon lief. Er fragte sie, was sie läse, und erstaunte, eine Bäuerin, die Musarion in der Hand zu finden, und obendrein eine Bäuerin, die so reitzend wie Hannchen war.

Nun konnte doch Hannchen einmal zeigen, daß sie gebildet war; und sie zeigte es so, daß der junge Offizier nach einer Stunde ihr auf den Knieen ewige Liebe zuschwor. In Hannchens Busen regte sich Alles, was Züchtigkeit und eheliche Treue heißt; allein die gestickte Uniform, der Degen an der Seite mit dem goldenen Portepée — der Anblick war gar zu reitzend.

Sie machte sich aus seinen Armen los; sie stieß seine Umarmungen mit einer Fluth von Thränen zurück; sie hatte selbst den Muth, ihn zu verlassen. Der junge, goldgestickte, falsche Mann bat endlich um ihre Freundschaft, und was war denn Böses an einer reinen Freundschaft?

Hannchen versprach sie ihm, und Hannchen war gewohnt, Wort zu halten. Sie kam die

Woche zweimal in das Gebüsch, und fand hier ihren ehererbietigen, bescheidenen Freund.

Hannchens Thränen vertrockneten; denn Hannchen war jetzt in ihrer Sphäre. Sie bekam neue Bücher; sie schwatzte über Wieland, über die Natur, über Freundschaft und über Liebe; zu gleicher Zeit aber wurden ihr ihre Arbeiten mit jedem Tage verhaßter.

O, sagte der Lieutenant von Bresen hundertmal mit dem vollsten Entzücken, daß diese schöne Hand den Spaten führen muß, diese Hand, die es verdiente, den Scepter eines Königreichs zu tragen. Nein, Hannchen, Sie waren von der Natur zum Genusse eines glücklichern Lebens bestimmt, nicht zu dieser rohen Arbeit.

Was haben denn tausend Damen vor Ihnen voraus? Nichts! Sie, Sie verdienen die Anbetung der Erde. Und dabei regnete es Küsse auf ihre Hände, und das arme Hannchen ging jedesmal mit einem Widerhaken mehr im Herzen zurück.

Ihre einzige Freude war der Wald. Ihre Besuche wurden häufiger dahin; und mit je-

demmale ließ sie einen Theil ihres Herzens und ihrer Ruhe dort. Ihrem Manne fingen die Besuche an verfänglich zu scheinen. Er lärmte und tobte; er hatte sogar etwas von einem Offizier gehört. Man denke das feine Hannchen der rauhen Eifersucht eines Bauern ausgesetzt.

Ach, rief sie, und vergoß einen Strom von Thränen, wie glücklich könnte ich jetzt seyn, wenn August mir nicht gesagt hätte, was mir noch fehlte! Wehe mir! die Täuschung machte mich glücklich, und die Wahrheit hat für immer die Ruhe meines Herzens, und die Zufriedenheit meines Lebens gestört. O Gott! so will ich denn unglücklich seyn. Ich will ihn nicht wieder sehen!

Das nahm sich Hannchen zwar vor, allein meine Leserinnen werden schon vermuthen, daß darum die Geschichte noch nicht zu Ende seyn kann. Wer kann alle Vorsätze halten?

Hannchen, das arme Hannchen, war zwar fest entschlossen, den Lieutenant Bresen nicht wieder zu sehen; allein sie konnte doch eine immer zunehmende Unruhe in ihrer Brust nicht

hindern, wenn die Stunde kam, wo sie gewohnt war, neben ihm im Gebüsch zu sitzen.

Was mag er von mir denken, mein armer Freund! so dachte Hannchen bei sich selbst, und ging unruhig in dem kleinen dunkeln Stübchen auf und nieder; was mag er von mir denken? Tausendmal habe ich ihm meine Freundschaft versprochen! und jetzt — was ist denn für ein Verbrechen dabei, ihn noch einmal zu sehen, ihm Lebewohl und die Gründe zu sagen, die mich zu diesem Entschlusse bestimmt haben?

Während dieser Gedanken hatte Hannchen schon ihr Mieder abgeworfen, und nach einigen Minuten war sie schon in ihren besten Kleidern auf dem Wege ins Gebüsch. Sie schlich sich zögernd seitwärts durchs Gebüsch, und ein kleines Herzklopfen, der Himmel weiß ob von Unruhe oder Erwartung, beängstete das hübsche Weib.

Schon von weitem sah sie den jungen Mann unter einer tieflaubigen Buche sitzen: sein Gesicht war finster; er sah mit starren Blicken

den Weg nach Strahlau hinab, und spielte nachlässig mit einem Grashalm.

Hier bin ich, lieber Freund! rief sie ihm zu, und Bresen sprang voll Entzücken auf; er schloß sie in dem Uebermaaße seines Entzückens in seine Arme, und drückte die heißesten Küsse auf ihre Lippen.

Lassen Sie mich! rief Hannchen, bis auf den Grund ihrer Seele erschüttert, und tief beschämt; lassen Sie mich! und der schöne Mann ließ sie voll Ehrfurcht fahren, und küßte ihr unter den besten Entschuldigungen die Hände.

Hannchen hatte kaum das Herz, ihrem Freunde den grausamen Entschluß anzukündigen, den sie gefaßt hatte, ihn nicht mehr zu sehen; allein ihre Unruhe, ihre Aengstlichkeit, das Leidenschaftliche in ihren Bewegungen und Worten brachten Bresen zu Fragen und Hannchen zu Antworten.

Wie, wie? rief der Lieutenant, Sie wollen mich verlassen? mich? und was hab ich verbrochen? Ich bete Sie an, ich verehre Sie wie eine Königin!

Vorwürfe, Bitten, Klagen und Verwünschungen seines Schicksals flossen so zärtlich, und in einem so rührenden Flusse von seinen Lippen, daß Hannchen, in Thränen zerfließend, unentschlossen da stand, und ihm die Hände drückte.

Wie? rief er mit einem verführerischen Unwillen: wie? das liebenswürdigste, das reitzendste Weib; Sie, Hannchen, Sie, mit dieser Feinheit Ihres Geistes, mit diesen zarten Gefühlen Ihres schönen Herzens, Sie wollen die Beute eines rohen Bauern werden? Sie wollen aus mißverstandener Großmuth sich selbst zu einem Opfer der Dummheit und der rohesten Sitten machen? Thun Sie nicht schon jetzt mehr, als die strengste Tugend von Ihnen fodert? Der Eigensinn Ihrer Eltern hat die Verbindung geschlossen, die nicht einmal den Namen Ehe verdient. Reißen Sie sich los, theures Weib; reißen Sie sich los von diesem Ungeheuer, das sich Ihren Mann nennt, und empfangen Sie die Huldigungen einer ganzen Welt!

Ich bitte Sie, meine schönen Leserinnen,

wer kann einen Mund hassen, der so etwas sagt? besonders, wenn es noch obenein ein schöner Mund ist, der es sagt, und wenn Augen voll ehrfurchtsvoller Flammen, wenn die zärtlichsten Händedrücke die Worte bestätigen.

Hannchen stand da, glühend wie eine Rose, die nassen Augen auf den Boden geheftet, vor dem feurigen Redner; Schaam und Zärtlichkeit stritten in ihrem Herzen. Sie warf Einen Blick auf den Redner, und ihre Zärtlichkeit fing an zu siegen; noch Einen! Hannchen war verloren. Hannchen lag in Bresens Armen; von seinen Küssen beinahe erstickt; und der Entschluß, ihn nicht wieder zu sehen, war vergessen.

Hannchen schauderte, wie Bresen nun von ihrer gegenseitigen Liebe, als von etwas Bekanntem sprach; wenn er sie mein Hannchen! meine Geliebte, meine einzige Johanne! nannte; wenn er sie in seine Arme schloß; wenn er zu ihren Füßen lag, und entzückt ihr für das Geschenk ihres Herzens dankte.

Ach, er dankte so zärtlich, so innig dafür, daß es Hannchen nie über sich erhalten konn-

te, ihm zu sagen, daß sie seine Johanne nicht sei.

Wie Hannchen sich endlich aus seinen Armen, nach den heiligsten Versicherungen, ihn alle Tage zu sehen, losgerissen hatte, wie sie nun zu Hause angekommen war, so konnte sie kaum vor Schaam und Angst ihre Augen gegen ihren Mann aufheben.

He! Hans! rief der, und zog sie auf seinen Schooß, und klaschte ihr die Wangen roth mit seinen tölpischen Liebkosungen. Das arme Weib schauderte bei den rohen Ausbrüchen der Liebe ihres Mannes.

Sie empfing mit abgewendetem Gesicht seine Küsse, und konnte sie nicht erwiedern; sie haßte Alles was sie umgab, sie haßte sich selbst. „Empfangen Sie die Huldigungen einer ganzen Welt!“ diese Worte Bresens tönten immer in ihren Ohren! „die Huldigungen einer ganzen Welt!“

Es ist wahr, Hannchen war ein sehr reitzendes Weib: eine schöne Blässe, durch welche nur der Karmin der Wangen durchspielte, als wenn die Morgenröthe einen Schneehügel be-

leuchtet, ein Zug von einem leichten Gram, der das große Auge etwas verdunkelte, eine reitzende Figur. Vielleicht hatte der Lieutenant nicht Unrecht gehabt; wenigstens meinte Hannchen, daß ihr die Huldigungen der Welt nicht fehlen könnten, wenn sie — in der Stadt wäre.

Ihr Haß gegen ihre Lebensart wurde mit jeder Stunde bitterer; sie ging mit Thränen des bittersten Verdrusses den Nachmittag auf das Feld, und während der Arbeit beschuldigte sie hundertmal den Himmel der Ungerechtigkeit, sie zu diesen niedrigen Arbeiten verdammt zu haben.

Die kurze Stunde, wo sie mit dem Lieutenant im Gebüsche zubrachte, mußte sie allein schadlos halten für die übrige Zeit ihres Tages. Jeden Morgen schlich sie sich unfehlbar eine Stunde zu dem Manne, der ihren Werth allein schätzte, und Bresen erwartete sie jeden neuen Tag mit verdoppeltem Entzücken.

Hannchen wurde nicht gewahr, daß Bresen mit jedem Tage vertraulicher und dreister wurde, und konnte es nicht gewahr werden;

denn sie lag in seinen Armen und weinte an seiner Brust die bittersten Thränen über ihr Elend.

Eines Tages, wie sie bei Bresen saß (sie hatte ihren Arm um seinen Nacken geschlungen, und seine Wange auf ihre Brust gebettet; eben rief sie: o mein theuerster Freund, wie glücklich würde ich seyn, wenn nicht das verhaßte Schicksal mich an meinen Mann geschmiedet hätte); so sprang Wilhelm, wüthend wie ein wilder Eber, hinter dem Busche hervor.

Liederliches Weib! rief er mit einer brüllenden Stimme, liederliches Weib! sind das deine glatten Worte? Ist das die Frucht deiner verdammten Bücher?

Hannchen war aufgesprungen; todtenbleich und zitternd stand sie da, mit trockenen Augen, die sie bald hieher und dorthin warf, ohne den Muth haben, nur einen Blick auf ihren zornigen Mann zu werfen; auch der Lieutenant von Bresen war voll Schrecken auf und zwei Schritte zurückgesprungen, wie er die wüthende Stimme des Mannes hörte; doch wie der Ei-

fersüchtige auf Hannchen losstürzte, so warf sich Bresen zwischen sie.

Die Uniform that ihre Wirkung.

Das ist meine Frau, mein Herr Offizier! sagte Wilhelm mit einem verzerrten Gesicht; komm du falsche Seele! Er griff um den Lieutenant weg, und faßte Hannchen bei der Hand.

Bresen war in Verlegenheit; er ließ es geschehen.

Hannchen schrie auf, denn der Mann hatte sehr derb ihre Hand ergriffen.

Geh du Elender! rief Bresen jetzt, da er Hannchens Stimme hörte, oder du bist verloren!

Der Bauer ließ Hannchen fahren. Mit einem wüthenden Blick auf Beide trat er zurück, und sagte: Gott sei dir gnädig, wenn du zu Hause kommst! — komm! komm! und mit diesen Worten ging er den Weg nach Strahlau.

Retten Sie mich! rief Hannchen schluchzend, und fiel in Bresens Arme, wie sie ihren Mann aus dem Gesichte verloren hatte. Retten Sie mich!

Der Lieutenant stand verlegen da, er wuß-

te nicht wie? O, er wird mich tödten, wenn ich zurückkomme! rief Hannchen noch einmal: retten Sie mich!

So komm! sprach Bresen; sie hing ihren Arm in Bresens Arm, und so gingen sie, Hannchen schluchzend und Bresen in nachdenkendem Stillschweigen, nach Orberg, das nur ein paar Büchsenschüsse hinter Strahlau lag, und wo Bresen ein kleines Gütchen hatte.

Nachdem nun Bresen ein Stündchen überlegt hatte, so hielt er für das Beste, Hannchen in die Stadt zu senden. Er setzte sich zu Pferde und flog voraus; Hannchen kam zwei Stunden nach ihm an, und fand schon ein kleines niedliches Stübchen, in dem Hause einer Wittwe, für sich zubereitet.

Bresen sorgte für Hannchen, und nach einigen Tagen war Hannchen sehr einfach, aber sehr niedlich gekleidet, und zum Entzücken reitzend.

Zwar machte ihr Anfangs das Andenken an ihren Mann manche kummervolle Stunde, und eine Klage auf die Scheidung ein mit Freude gemischtes Schrecken; allein welcher

Eindruck verliert sich nicht endlich? Hannchen war geschieden, und froh wie eine Königin; Bresen verliebt wie Hüon, und Hannchen reizend wie Rezia.

Nun bin ich frei! rief sie mit Entzücken Bresen entgegen, und sank in seine Arme, die Scheidung von ihrem Manne in der Hand. Sie glaubte nicht dankbar genug gegen ihren Retter seyn zu können. Die Liebe hatte Hannchens Tugend nicht besiegen können, die Dankbarkeit besiegte sie.

Zwar fühlte Hannchen wohl hin und wieder die bittersten Vorwürfe ihres innern Richters; sie brachte oft ganze Stunden in Thränen zu, aber Hannchen liebte; Hannchen trocknete ihre Thränen, Hannchen beruhigte die Vorwürfe ihres moralischen Gefühls in den Armen ihres Geliebten.

So lebte sie ein ganzes Jahr in der ungestörtesten Liebe und in dem ungestörtesten Genusse der Anbetung eines liebenden Herzens. Auf einmal bemerkte sie eine sonderbare Unruhe an Bresen: er war zerstreut, er ging umher im Zimmer, er erwiederte Hannchens Liebko-

sungen nur halb, er ging früher als gewöhnlich nach Hause, er kam manchen Tag gar nicht, er betrachtete Hannchen mit einem ernsten nachdenkenden Blicke.

Hannchen war es anfangs nicht aufgefallen; allein nach und nach mehrten sich die Zerstreuungen des Liebhabers in einem so hohen Grade, daß es auch einem noch zutraulichern Geschöpfe hätte auffallen müssen.

Lieber Bresen, was ist Ihnen?

Nichts, mein gutes Hannchen! Er nahm sie in seine Arme, und seine Liebkosungen beruhigten das erschrockene Weibchen wieder. Neue Unruhe, neue Zerstreuungen an Bresens Seite, und neue Fragen von dem besorgten Hannchen.

Bresen seufzte, Hannchen seufzte mit, und fragte: Sie lieben mich doch noch?

Hannchen, sagte Bresen feierlich, Alles kann aufhören, Alles anders werden: nur meine Liebe gegen dich nicht.

Dann bin ich ruhig, sagte Hannchen, und Bresen seufzte wieder, und tiefer als jemals.

Der Lieutenant Bresen liebte wahrlich Hannchen von ganzem Herzen; indeß sein Schicksal

hatte ihm schon vorher einen bösen Streich gespielt, ehe er Hannchen kennen lernte.

Er war mit seines Onkels Tochter versprochen, einer Erbin von einem sehr ansehnlichen Vermögen. Die Heirath war noch verschoben; der Liebeshandel mit Hannchen machte eine neue Verzögerung. Die ungeduldige Braut, die eine Nebenbuhlerin ahnete, legte sich auf Kundschaft, und erfuhr Bresens Liebe zu Hannchen.

Sie flog mit der Wuth einer Eifersüchtigen zu ihrem Vater, und verkündigte ihm Bresens Untreue mit einem Flusse von Verwünschungen und Schwüren, daß er ihr nicht wieder vor die Augen solle.

Ihr Vater, der kälteste und entschlossenste Mann, fragte ruhig nach den Umständen, und erfuhr den Zusammenhang der Dinge ziemlich deutlich.

Gut, Louischen! du siehst, er ist also engagirt. Was willst du machen?

Ich will nur Rache an dem Bösewicht!

Und dann ihn heirathen?

Gott, wie können Sie spotten?

Nun Kind, willst du ihn heirathen?

Nein, eher den Profoß Ihres Regiments!

Steht zu Befehl! — Aber Louise, wenn du ihn nicht heirathen willst, was geht dich es denn an, und wenn er zehn Maitressen hat? —

Der entsetzliche Bösewicht.

Gut! gut! also du willst ihn dennoch heirathen? Denn, wenn du willst, Kind, so sag deine Meinung, damit man Anstalt trifft, ihn von dem Mädchen oder Weibe zu entfernen.

Louise entschloß sich endlich, doch nach tausend Ueberlegungen, den Bösewicht zu heirathen, wenn er von der Niederträchtigen ließe.

Und wer ist denn diese Niederträchtige, Louise?

Louise erzählte.

Also eine Entlaufene? Hm! eine liederliche Person? Und wie hast du das erfahren, Louise?

Louise erzählte.

Diesesmal hast du recht gesehn, Louise! Ich mag das leiden, wenn man sich ordentlich erkundigt! Also den Profoß willst du nicht, sondern den Herrn von Bresen? Hm! wie ist

das nur anzugreifen? Eine liederliche Person? von ihrem Manne entlaufen? — Hast du etwa schon mit Bresen deswegen gezankt? Ich hab ihn seit lange nicht gesehn.

Schon vor einem ganzen Monat hab ich ihm mein Wort aufgesagt.

So! schlimm! und wolltest ihn doch heirathen? Was ihr Menschen seid. Nun laß mir einmal den Fähnrich La Mousse rufen.

La Mousse kam. Hören Sie, Fähnrich, Sie sind ein hübscher Kerl, das kann Niemand leugnen, und ein Windbeutel, das kann auch Niemand leugnen. Die Mädchen laufen Ihnen nach, das ist wahr. Wollen Sie mir zu gefallen wohl einmal einem hübschen Weibe nachlaufen?

Der Fähnrich sah den Herrn Obristen starr an.

Sehen Sie, mein Vetter Bresen hat eine Liebschaft, ein junges frisches Bauerweib, die ihrem Mann davon gelaufen ist. Ich wollte den Herrn gern von diesem Umgange abziehen, und da sollen Sie sich an das Weiblein machen,

und sollen nachher Ihre Bonne Fortüne rühmen, oder machen. Wollen Sie das? —

Wo wohnt denn der Engel, Herr Obrist?

Bravo! bei der Wittwe Bossen, in der obern Stube.

Aha, das schöne Mädchen! Die ist keine Bäuerin!

Gewesen! eben die ist es! Sie können ja, um gewiß zu gehen, einmal meinen Vetter ein wenig rekognosciren. Wollen Sie, Fähnrich?

Vous ne me reverez jamais, ou vous me verez vainqueur!

Bravo, Fähnrich! Wenn ich das einmal von Ihnen höre, wenn ich Sie gegen eine Batterie kommandire.

Der Zank mit Louisen hatten Bresen so zerstreut gemacht, ohne noch zu ahnen, welche Anschläge man gegen ihn schmiedete.

Fähnrich La Mousse nahm sich unvergleichlich. Er rekognoscirte Bresen, wie ein geborner Spion. In der Dämmerung schlich der Fähnrich nach der Wittwe Bossen, die Treppe hinauf in Hannchens Zimmer. Hannchen hatte kein Licht; indeß sie sah eine Uniform, sie

sprang auf, und der Fähnrich fühlte sich auf einmal in zwei weichen Armen, und auf seinen Lippen den wärmsten Kuß.

Er nutzte den Irrthum wie ein Soldat; schon glaubte er Sieger zu seyn, als auf einmal seine fremde Stimme Hannchens Ohr traf, und sie aus seinen Armen zurückschleuderte.

Was ist Närrchen? rief der Fähnrich lachend.

Licht! rief Hannchen zur Thür hinaus. Man brachte Licht, und Hannchen sah einen sehr hübschen jungen Mann vor sich stehen, der seine Arme ausbreitete, um sie an seine Brust zu drücken.

Wer sind Sie? was wollen Sie? fragte Hannchen erstaunt.

Ein Mann, der nicht ohne dich leben kann, bin ich, schönstes Weibchen! Er ergriff ihre Hand, und zog sie zu sich.

Hannchen riß sich los, und sagte zitternd: gehen Sie mein Herr, oder ich bin gezwungen zu rufen. Sie sagte das mit einer bittenden Freundlichkeit.

Der Fähnrich verstand sie unrecht. Rufen?

sagte er, und schnell hatte er sie in seinen Armen, und bedeckte ihr den Mund mit Küssen. Die ersten Sekunden konnte Hannchen vor Erschrecken nicht schreien; aber jetzt schrie sie so kräftig auf, als ob sie Befehl hätte, die Todten aufzuschreien; und in dem Augenblick rannte es die Treppe herauf: die Thüre flog auf, und Lieutenant Bresen stand im Zimmer.

Hannchen stürzte mit einem Gottlob über das andere auf Bresen ein; der Fähnrich stand wie ein Narr, und Bresen sah von einem auf den andern.

Was machen Sie hier, Herr Fähnrich? fragte endlich Bresen.

Nun, mein Gott! ich statte diesem hübschen Weibe eine Visite ab.

Eine Visite? — Hannchen! — Er eine Visite? Hast du ihn öfter bei dir gesehen?

Ich? Bresen, um Gotteswillen! Ich seh ihn jetzt zum erstenmale! Diesen Augenblick erst kam er herein. —

Und sie läuft mir in die Arme; da, dieses reitzende Weib, läuft mir in die Arme, und umhalst mich, lieber Bresen!

Ja, ich hatte kein Licht; ich hielt ihn für Sie, bester Bresen!

Aber zum Teufel, Fähnrich! was führt Sie hierher?

Wie Sie sehen, mein gutes Glück. Schade, daß Sie uns stören mußten!

Ich bin des Scherzes müde, Herr Fähnrich! Was führt sie hierher?

Sehen Sie, man erzählt mir, Sie hätten hier eine petite Maitresse. Mir kommt der wunderliche Einfall, die Treue des hübschen Weibes zu probiren; aber Sie lassen einem ehrlichen Manne nicht einmal dazu Zeit.

Sie sind ein Narr, Herr Fähnrich! Das geben Sie den Leuten, die Ihnen solche Nachrichten geben! Und Bresen gab bei diesen Worten dem Fähnrich ein paar der derbsten Maulschellen.

Der Fähnrich war außer sich. Mit einer unbegränzten Wuth foderte er den erhitzten Lieutenant. Sie gingen, sie schlugen sich, und Bresen rannte dem vorwitzigen Thoren den Degen in die Brust.

Blaß und zitternd stürzte er zu Hannchen

ins Zimmer. Hier, Hannchen, rette dich! rief er, warf eine Börse auf den Tisch und stürzte zum Zimmer hinaus, warf sich zu Pferde und jagte davon.

Hannchen blieb starr als eine Bildsäule sitzen. Sie begriff von dem ganzen Handel nichts. Ihre Wirthin, welche den Zank gehört hatte, die auch nun das Geschrei hörte: Fähnrich La Mousse sei erstochen, flog zu Hannchen auf das Zimmer und brachte ihr die schreckliche Nachricht.

Hannchen packte noch den Abend ihre Sächelchen zusammen; die Wirthin bestellte Postpferde, und Hannchen saß schon am andern Morgen in einem Städtchen, fünf Meilen von ihrem ersten Aufenthalte, von Allen verlassen, außer von dem quälenden Andenken an ihr Schicksal.

Schrecken, Angst und Kummer griffen ihren Körper mit der größten Gewalt an; ein heftiges Fieber fesselte sie einen Monat auf das Krankenbette.

Wie sie wieder gesund war, so wußte sie schlechterdings nicht, was sie machen sollte.

Sie lebte äußerst sparsam von dem Gelde, das Bresen ihr zugeworfen hatte. Die Furcht des Mangels in der Zukunft, ihre Liebe zu Bresen, die Ungewißheit seines Schicksals, der Gram, den die tiefste Einsamkeit nährte und immer stärker machte, verzehrten sehr bald die Reitze ihres Körpers. Sie sah sich nach zwei Jahren nicht mehr ähnlich.

Ihr Geld, ihre Hoffnungen, ihre Gesundheit und ihre Reitze nahmen von Tage zu Tage ab; ihre Furcht, ihr Gram, die schwärzesten Ahnungen nahmen mit jedem Tage zu. Sie floh endlich wieder auf das Land, das sie verlassen hatte. Sie nahm ein kleines Stübchen, auf dem sie einsame Thränen weinte; sie kam nicht aus, sie haßte die ganze Natur und alle Menschen.

Endlich warf der Gram sie in eine Krankheit, von der sie nur der Tod befreien konnte. Ihr armer Wirth leistete ihr alle Hülfe, welche die Armuth leisten kann. Sie wurde mit jedem Tage schwächer, und ihr guter Wirth hielt es für nöthig, den Prediger des Orts zu der Unbekannten zu rufen.

Er erschien; die Kranke hob sich matt vom Lager empor, und, heiliger Gott! es war August, den sie vor sich sah. Sie bedeckte mit einem lauten Schrei ihr Gesicht, und sank auf ihr Kissen zurück.

August erkannte sie nicht; er erkannte das Weib nicht, das noch vor wenigen Jahren die Grazien umschwebten, der er so viele male sagte: Hannchen, was könntest du werden, wenn du gebildet wärst!

Er näherte sich mit Mitleiden dem Bette der Elenden. Wer bist du, arme Unglückliche? fragte er mit einer gerührten Stimme.

Die Kranke winkte mit der Hand ihm weg.

Wer bist du? fragte er noch einmal.

O Gott! eine Unglückliche, die du unglücklich gemacht hast! antwortete die Kranke mit einer bebenden Stimme.

Der Prediger erschrack: ich? wie? ich? —

Ja, Sie; nun bin ich gebildet! Das bin ich geworden!

Noch kannte sie der bestürzte Mann nicht; er hielt es für Phantasieen.

Ich bin, hob Hannchen aufs neue seufzend

an, des Pachter Müllers Tochter aus Strahlau. Nein, lassen Sie mich ohne Bitterkeit aus der Welt scheiden! gehen Sie! gehen Sie!

Großer Gott! Hannchen, du? du? Um Gotteswillen, Hannchen, Hannchen! wie kommst du zu dem Elende? —

Sie erzählte ihm mit matter Stimme ihre Schicksale. Sehen Sie, setzte sie hinzu und seufzte: dahin, dahin hat mich meine Bildung gebracht. O Gott, ich könnte jetzt ein glückliches Weib, Mutter von glücklichen Kindern, eine gute Nachbarin, eine gute frohe Hausmutter seyn, wenn Sie nicht — ach, Gott vergebe Ihnen! Warum lehrten Sie mich meine Arbeiten, das mühevolle Leben hassen, das ich lieben mußte, um glücklich zu seyn? — Warum zerstörten Sie den glücklichen Irrthum, den ich hatte, daß es kein freudenvolleres Leben gäbe, als das Leben einer Bäuerin? Warum zogen Sie meine Blicke auf die ruhigern Freuden der Stadt und des Müßiggangs? Warum lehrten Sie mich den Mann hassen, in dessen Armen ich leben mußte? — Ach, diese Täuschung würde mich glücklich gemacht

haben, und hatte mich schon achtzehn Jahre glücklich gemacht. Ich wollte nichts mehr als was ich hatte, und ich war glücklich; warum lehrten Sie mein Herz Wünsche, die es verwundeten. Ich arbeitete gern und mit frohem Herzen, und war glücklich; ich liebte meine Gespielen, weil sie nicht besser waren als ich; ich liebte Wilhelmen, weil er mein Herz verdiente.

August zerfloß in Thränen. Er sank mit einer unsäglichen Reue über Hannchens Bette hin; er umfaßte sie, er benetzte sie mit seinen Thränen. Hannchen, rief er: Vergebung! Vergebung!

Hannchen drückte ihm die Hand; sie sah ihn an, sie seufzte, sie sank zurück, und sie athmete ihren letzten Hauch in die Lippen des Mannes, der das erste Mittel gewesen war, sie unglücklich zu machen.

August war die ersten Tage nicht zu trösten: ein tiefer Gram bemächtigte sich seines Herzens; er ging umher, immer mit nassen Augen, und oft, noch lange nach ihrem Tode, saß er vor Hannchens Grabe mit schwerem

Kummer, und betrachtete mit reuigen Blicken den Leichenstein, den er dem armen Mädchen hatte setzen lassen.

Auf der einen Seite stand:

Hier ruhet Johanna Müller, ein Opfer der menschlichen Schwäche!

Auf der andern Seite:

Laß uns durch Täuschung glücklich
seyn;
Wenn uns die Wahrheit nicht beglü-
cken kann!

IV.

Vermächtniß

der Marquise de Nevers an ihre beiden Niezen, Marie de Beau-Grisan und Adelaide de Thianon.

1718, den 8ten August.

Am Rande des Grabes, meine beiden geliebten Kinder, Marie und Adelaide, seid ihr meine letzte Beschäftigung. Ich habe euch wenig zu hinterlassen, als die Erfahrungen, welche ein zwei und siebzigjähriges Leben in der Welt mir gegeben hat. Gebraucht diese Erfahrungen, und ihr werdet euch, wo nicht glücklich, doch ruhig dabei befinden. Ich bin Mädchen, Frau, Mutter und Wittwe gewesen; ich habe in der Welt, am Hofe und in der Einsamkeit gelebt; ihr werdet lächeln, die alte Frau, die hier, mit einem Paar Brillen auf einer vor Alter langen Nase und vor einem Paar blassen Augen, sitzt und an euch schreibt; die alte

Frau mit runzelvollen Händen und einem runzelvollen Gesicht, diese alte Frau hat auch die Jahre erlebt, wo ein Heer Verrückter ihr sagten: sie sei schön, reitzend wie die Göttin der Liebe, und wo ein finsterer Blick oder ein Lächeln von ihr die Hölle oder den Himmel unter ihren Anbetern schuf. Ich kenne das Leben, und ihr könnt, wenn ihr wollt, die Weisheit meiner Jahre mit den Reitzen der eurigen vereinigen. Gebe der Himmel, daß meine Erfahrungen ein offnes Ohr und ein gelehriges Herz bei euch finden! Wenigstens wird die Liebe, die in diesem Vermächtnisse gegen euch reden wird, eure Aufmerksamkeit verdienen, wenn es auch meine Lehren nicht sollten.

Meine lieben Kinder, jedes Alter hat seine eigenen Empfindungen, Leidenschaften, Tugenden und Fehler. Das Schlimme dabei ist, daß man ihnen allen Unvergänglichkeit zutraut. Man traut also seinen Empfindungen als sichern Leitern durchs Leben; man arbeitet für seine Leidenschaften, als für ewige Begleiter; man vergoldet seine Fehler mit einer alle Kräfte raubenden Thätigkeit, und man stolzirt auf

Tugenden, als auf ein wesentliches Eigenthum. Die Zeit vergeht darüber, neue Empfindungen, neue Leidenschaften, neue Tugenden, und Fehler, das vorige rastlose Spiel: und man kommt keinen Schritt seinem eigentlichen Zwecke näher. Der Mensch, der so veränderlich ist, wie der Himmel im März, traut sich eine Festigkeit ohne Maaß zu. Jede Leidenschaft hört mit der Zeit auf und macht einer andern Platz, die das Herz eben so beschäftigt, als die erste, und auch die letzte erreicht ihr Ende, und dennoch wird der Mensch durch diese Erfahrung selten eher klüger, als einen Schritt vom Grabe, da ihn fast alle Leidenschaften verlassen. Hier erst sieht er im Ernst, daß der Mensch einem Kreisel gleicht, der im ewigen Wirbel sich umdreht, ohne von der Stelle zu kommen, ein betäubendes Geräusch macht, das der Knabe anstaunt, und das er belachen würde, wenn er wüßte, der Kreisel lärmt eben darum, weil er hohl und leer ist.

Empfindungen, lieben Mädchen, habt ihr; Leidenschaften werden eure Herzen in Bewegung bringen; allein sie werden sich verändern.

andern Platz machen, und endlich aufhören. Trauet also der menschlichen Erfahrung mehr als euch selbst; euerm Verstande mehr als euerm Herzen; einer Lehre, von deren Wahrheit ihr überzeugt seid, mehr als eurer Empfindung. Erfahrung, Verstand und Kenntniß bleiben was sie sind: Herz, Leidenschaft und Empfindung sind in einem ewigen Wechsel; selbst euer Gewissen, das zarte Gefühl, der feine Richter des Bösen und Guten, kann in euch durch Leidenschaften mißgeleitet werden, sobald euer Verstand nicht allgemein geltende Regeln hat, nach welchen euer Gewissen zu fühlen und zu richten gewohnt ist. Ihr seid, wenn ihr euern Empfindungen und nicht dem Verstande folgen wollt, einem Menschen gleich, der auf einem Meere, voll veränderlicher Winde, und voll bald hier- bald dorthin reißender Ströme, ohne Steuer den Winden und Strömen sich überließe, und dennoch ans gegenseitige Ufer wollte. Unmöglich!

Ihr handelt nach euern Empfindungen, glaubt gut zu handeln, weil ihr sie für ewig haltet, und der kleinste Zufall kann sie endigen.

Die Empfindungen *) sind Rissolen oder eine Marinade. Man fängt an zu essen, fühlt einen solchen Appetit dazu, daß man glaubt, ewig davon essen zu können, und auf einmal, ohne zu wissen wie? ist die Eßlust vorüber, und man wundert sich, wie man nur einen Bissen davon hat nehmen können.

Die Gräfin L**, wißt ihr, liebte den Ritter Z** so heiß und innig, daß man sie sogar für eine Närrin hielt. Sie konnte nicht einen Augenblick ohne ihn seyn; sie hatte nur Augen für ihn; die Thränen traten ihr in die Augen, wenn sie von ihm redete; sie gerieth in Entzücken, wenn er ihr zulächelte. Man schrie Wunder! Und siehe da, der Ritter macht bei der Düchesse B. eine Gauscherie; der Zirkel lacht, der Ritter erröthet, und der Gräfin Liebe ist dahin, auf einmal und für immer dahin. Wie erklärt ihr das?

Ihr werdet sagen, wenn ihr gerade in einem Liebeshandel begriffen seid, „das war

*) Des rissoles, une marinade steht im Original: zwei französische Gerichte, die ich nicht kenne.

keine Liebe!“ und warum nicht, Kinder? hat nicht jede Liebe noch ihr Ende erreicht? was wäre denn Liebe, wenn die Empfindung der Gräfin nicht Liebe war? Sie überwarf sich des Ritters wegen mit ihrer ganzen Familie, opferte ihm ein großes Vermögen auf, das sie erhalten konnte, vernachlässigte ihre Kinder, die sie so sehr liebte, schlug die Hand eines liebenswürdigen Mannes aus, und verließ ein halbes Jahr Paris, weil die Aerzte für den Ritter die Landluft zuträglich fanden. — Womit wollt ihr denn eure Liebe erweisen, Kinderchen? etwa mit den Seufzerchen, die aus euern rothen Lippen hervorbrechen, wenn ihr Briefe von euern Liebhabern leset? oder mit euern Träumen, die euch ihr Bild vorgaukeln, oder mit einem Abende, den ihr ihnen zu Gefallen von einem Balle wegbleibt? O wahrhaftig, schöne Beweise!

„Mit meiner innern Empfindung!“ sagst du; ich meine dich, meine melancholische Marie! Auf ihre innere Empfindung berief sich die Gräfin L** auch, und wehe dem, der sie ihr abgeleugnet hätte!

Du trugst sonst so gern roth mit grün, meine liebe Adelaide! Wie oft hab ich von dir sagen hören: ich werde diese Farbe ewig lieben und tragen! Warum trägst du sie jetzt nicht mehr? weil der Onkel einmal sagte, du sähest in deinem roth und grün, wie Bathseba auf der Tapete aus. Man lachte, und seitdem trägt Adelaide nicht mehr roth und grün.

Das ist eine Kleinigkeit! wirst du sagen. Gut, mein Kind; die Liebe zu einem jungen Manne ist in den meisten Fällen nicht mehr als deine Liebe zu roth und grün.

Genug, meine beiden geliebten Kinder! euern Empfindungen dürft ihr bei wichtigen Dingen nie trauen, weil die Empfindungen den Windstößen ähnlich sind, die zwar mit großer Gewalt, aber nicht anhaltend wirken. Ein sonderbarer Thor, der sein ganzes Haus für diesen Windstoß einrichten wollte, weil er glaubte, der Windstoß müsse ewig dauern!

Daraus folgt nun, meine beiden lieben Mädchen, daß ihr euern Verstand bilden müßt, um ihn zum Steuer und Ruder auf der Fahrt eures Lebens gebrauchen zu können. Gelehrte

aber sollt ihr auch nicht werden: davor behüten euch alle Heiligen! Ein gelehrter Mann, der nichts ist als gelehrt, ist unerträglich. Eine Gelehrte ist das Ungeheuer aller Gesellschaft; wohin sie kommt verhaßt durch ihre Anmaßungen, wenn sie halb gelehrt ist, und ist sie es wirklich, durch diese leblose, untheilnehmende Gleichgültigkeit, die man durchs Studieren erhält. Eine Gelehrte ist unter den Menschen, mit welchen sie geboren ist und lebt, eine Frau aus Hugo's Zeiten, fremd für unsre Sitten, todt für unsere Art zu empfinden, und splitterrichtend für unsere Art zu denken. Hütet euch, Gelehrsamkeit für Weisheit zu halten, meine Kinder; hütet euch vor der Lektüre vieler Bücher. Die meisten Bücher, die ihr verstehen könntet, taugen euch nichts, und die euch taugen, würdet ihr nicht verstehen, weil ihr anders erzogen seid, als die Männer, die von Jugend auf zum Denken und zum Lesen angehalten sind. Wir haben nur wenige *) Bücher

*) Ich habe das Verzeichniß der Bücher hier weggelassen, weil es auf keine Weise für deutsche Frauenzimmer brauchbar ist.

für uns, die ihr aber oft lesen müßt, und die eigentlich nie von euerm Putztische kommen dürften.

Bildet euern Verstand in dem Umgange mit vernünftigen Männern und Matronen, vor denen geehrte Männer Achtung haben. Mit jungen Frauenzimmern lernt ihr nichts als plappern und Worte sagen, in dem Umgange mit jungen Männern lernt ihr nichts als witzig seyn, und euer Herz in Bewegung setzen; allein in dem Umgange mit Männern, die nicht mehr nach einem Blicke von euch seufzen, sondern die den jungen Herren gern das Feld räumen, wenig reden; nur lächeln, statt lachend aufzuschreien; sich besinnen, eh sie etwas reden; nicht gleich anmaßend urtheilen: in dem Umgange mit d i e s e n Männern wird der Verstand erzogen, gebildet, und mit den Reitzen der liebenswürdigen Kenntnisse und der nützlichen Erfahrungen ausgeschmückt. Der Umgang mit diesen Männern ist die wahre Schule der Lebensweisheit, die sich nicht brüstet, sondern immer gefällig ist, die nützt, ohne Geräusch, und das Leben genießt, ohne eine weitläuftige

Opernanstalt dazu zu machen; der Umgang mit diesen Männern ist eine bessere Schule, als die regelmäßigste Lektüre des besten Buchs, weil die Lektüre, wenn sie auch den Verstand bildet, dennoch ihm eine gewisse Form giebt, wobei so leicht die Art zu denken einseitig, einförmig und folglich langweilig wird.

Zwei gleich gescheute Mädchen, wovon die eine durch das Leben, die andere durch Lektüre gebildet ist, werdet ihr sicher leicht unterscheiden: die erste erzählt lebendig, nimmt für sich und für den Gegenstand ein, von dem sie redet; man horcht: einen kleinen Einfall hält man schon für Witz, eine leichte Bemerkung für tiefen Scharfsinn: man liebt die Rednerin; bei der andern hingegen hört man einen richtigern Gang der Rede, sieht eine größere Ordnung der Gedanken; aber das Ganze ist ohne Leben, und man gähnt, wenn sie nicht bald endigt. Es ist ein Skelett ohne Leben; man kann zwar den innern Bau besser bei dem Skelett bemerken, als bei einem lebendigen Menschen, dessen Leben die innere Ordnung bedeckte, und dem Zuschauer dafür schadlos hält.

Suchet darum alle die todten Kenntnisse der Bücher, die ihr leset, erst in dem Gespräch mit einem klugen Manne lebendig und euch eigen zu machen. Ihr glaubt nicht, wie viel deutlicher, besser und lebhafter ein Frauenzimmer eine Sache in einem Gespräche sieht, versteht und für immer behält, als bei einem Buche *), das eigentlich nur für den unterrichteten Mann gemacht ist. Ist euer Verstand hinlänglich gebildet, und das könnt ihr daran prüfen, ob ihr mehr Geschmack findet an der Unterhaltung eines Mannes, der euch keine Schmeicheleien über eure schönen Augen und über eure reitzenden Lippen sagt, oder mehr an dem Geplapper eines jungen Windbeutels, der nichts weiß als Ungezogenheiten zu sagen oder Schmeicheleien; so könnt ihr es ohne Gefahr erst wagen, viel zu lesen.

*) Die Marquise treibt es zu weit, oder die Damen mußten zu ihrer Zeit wenig brauchbare Bücher haben. Daß sie im Ganzen hier Recht hat, ist leicht einzusehen. Recha sagt im Nathan: mein Vater liebt die Bücher nicht. Im Gespräch hängt sich Alles fester an.

Nur aber suchet von Allem, was Einfluß auf eure Glückseligkeit haben kann, richtige Begriffe zu bekommen, und das kann nicht fehlen, sobald ihr mißtrauisch auf eure Empfindungen seid, kalt überlegt, und euern Ueberlegungen zu folgen gewohnt seid. Ein Liebhaber ist ein anderes Ding, als ein Mann, und oft macht gerade das einen sehr guten Mann, das einen schlechten Liebhaber gemacht hätte. Lernt den Schein von dem Wesentlichen unterscheiden. Ihr sollet Weiber, ihr sollet Mütter werden; denket darauf, glückliche Weiber und glückliche Mütter zu werden und es zu bleiben. Die Geliebte hat mit dem Weibe nichts zu theilen. Die Geliebte hat an einem runden Arme, oder an einem kleinen Fuße, an einem allerliebsten Munde oder an ein paar schönen Augen, an einem ewigen Schäkern oder an einer reitzenden *) übeln Laune, genug, den Liebhaber zu fesseln; allein Alles das ist

*) Puis de vapeurs, sagt die Markise von der Geliebten: car il en faut: femme à vapeurs est la perle des femmes.

einen Mann zu fesseln, sehr wenig. Hier wird die Puppe entkleidet, und wehe dem Weibe, wo der Mann unter dem runden Arme und kleinen Fuße u. s. w. nichts findet, als ein ledernes Gebild mit Kleie gestopft. Er wirft es achtlos in einen Winkel.

Schützt eure Unschuld, lieben Kinder; eine ausschweifende Frau glänzt wie eine Sternschnuppe nur eine kurze Zeit; dann sinkt sie, wie ein ekelhafter Dunst, in Verachtung. Der Sohn kann seine Mutter nicht ehren, die er ausschweifen sieht; der Bruder rächt seiner Schwester Schande an ihr, die Verwandten, die Eltern hassen sie, und kein einziger freuet sich ihrer Wollust als ihr Verführer, und auch der, ohne sie zu achten.

Allein ein Mädchen muß nicht allein ihre Unschuld, sondern auch ihren guten Namen schützen. Von dem Punkte, seinen guten Namen verloren zu haben, bis auf den Punkt, seine Unschuld zu verlieren, ist Ein Schritt. Fliehet darum den Umgang mit jedem Geck, und mit jedem Thoren. Je weniger sie von

euch erhalten, um desto mehr behaupten sie, erhalten zu haben, und der Himmel mag wissen, wie es kommt; Niemand glaubt ihnen, als nur in diesem Punkte. Jedes Mädchen hat es in ihrer Gewalt, die Gecken von sich entfernt zu halten. Lacht nicht heimlich, und flüstert nicht untereinander, wenn ihr in Gesellschaften mit Männern seid. Der gescheute Mann wird glauben, ihr spottet seiner, und der Geck glaubt, ihr wollt ihn an euch locken, und eigentlich thut ihrs aus Langeweile oder Blödigkeit.

Nehmt eine Arbeit, welche Mühe kostet, mit in Gesellschaft: sie wird euch Langeweile und einige Ungezogenheiten der jungen Herren ersparen. Hauptsächlich aber sucht durch einfache Unschuld und bescheidene Reitze euch den Schutz eines vernünftigen und geachteten Mannes zu verschaffen, und das wird euch gegen alle Anfälle, welche Zügellosigkeit der Sitten auf alle junge Frauenzimmer führt, mehr schützen, als alles Andere. Mit einem Gespräche, das ein vernünftiger geachteter Mann mit einem jungen Frauenzimmer, und gern führt,

hat er eine Barriere um das Mädchen hergezogen, die der Geck scheut.

Seid verschwiegen, wenn ihr müßt; allein besser ist es, wenn ihr nichts wißt, das ihr nicht ohne Erröthen in jeder Gesellschaft erzählen könnt. Seid ihr mit einem jungen Manne allein, so seid heiter, ohne ausgelassen zu seyn; bemerkt es nicht, wenn er seufzt, oder euch starr betrachtet; seufzt nicht wieder, seid aufmerksam auf alle äußere Gegenstände, und redet abwechselnd von einem, der vorüber fährt oder geht, oder von euerm Stickrahmen, oder jagt euch mit euerm Hunde umher. Alles gleichviel! Nur laßt es nicht zu einem langen Gespräch kommen. Fängt er von Freundschaft an, so fragt ihn, wie viel seine Knöpfe kosten! Unterbrecht seine rührendsten Sätze mit einer Frage, die nicht zur Sache gehört, oder denkt dann daran, eure Blumen zu begießen; holt Wasser herein: und ich stehe euch dafür, die Liebe des jungen Herrn wird diese Probe keine vier Wochen aushalten. Oder sagt ihm, daß ihr euern Vater holen wollt, um den zum Zeugen seines Gesprächs zu haben.

Ein vernünftiger Mann, und ich habe mir es einmal in den Kopf gesetzt, daß meine beiden lieben Mädchen vernünftige Männer haben sollen, werden euch dennoch aussinden und fest halten; sie werden euch lieben, ohne es euch zu sagen; sie werden geliebt seyn, ohne die Blumentopfsprobe je ausgehalten zu haben.

Seid ihr nun Weiber, so kenne ich kein anderes Mittel, eure Männer treu zu erhalten, als ihnen ihr Haus zu dem Aufenthalte ihrer Freuden zu machen. Ein Weib hat dazu unendlich viel Mittel. Sie muß nur ihren Mann kennen; sie muß mit seinen Neigungen, mit der Saite seines Charakters bekannt seyn, die allemal anspricht. Beschäftigungen, angenehme Gesellschaften, der Umgang mit den Kindern, Gefälligkeit der Frau, Einschmeichelung in seine Neigungen; ich begreife es beinahe gar nicht, wie ein vernünftiger Mann einer vernünftigen Frau untreu werden kann, bei den tausend Mitteln, welche diese in Händen hat, ihn fest zu halten.

Als Weiber wachet über jeden eurer Blicke, über jede eurer Bewegungen, über euern An-

zug, Lektüre u. s. w. Ihr seid das Eigenthum eines Andern. Als Mädchen schon sollen eure Blicke nie umherschweifen, nie auf der Gestalt eines Mannes haften, mit einer bescheidenen Unschuld sehet dem Manne, mit dem ihr redet, leicht ins Auge; aber als Weiber sei euer Blick noch unschuldiger: das heilige Feuer der Mutter leuchte in euerm Auge, und die bescheidene Unschuld des Weibes bedecke die Flamme. Euer Anzug sei dann einfach, und bescheidener als die Mode. Schlagt dann über eure Schultern einen Mantel, oder einen dichten Flor. Der Geck in der Gesellschaft hat die Unschuld Allem genommen; ein paar nackte Schultern sind ihm die Lockung zu einer Unverschämtheit, und ein Weib darf keine Unverschämtheit hören. Aber gefährlicher als der Geck sei euch dann der liebenswürdige, der vernünftige Mann. Ihr habt nicht immer eure Empfindungen in eurer Gewalt, und manche Frau hatte sich wirklich nichts anders bei der Liebe gegen einen fremden Mann vorzuwerfen, als daß sie einen Mann kennen lernte, der liebenswürdiger war als ihr eigener Mann.

Vermeidet also als Weiber den vertrauten Umgang auch mit dem liebenswürdigsten Manne. Dieses schließt die Freundschaft, die ihr als Weiber nöthig habt, nicht aus. Liebe entsteht nicht auf Einmal, als nur bei einem Thoren. Aber aus Vertrauen, aus immerwährendem Umgange muß beinahe immer Liebe werden. Vermeidet also ein beständiges Zusammenseyn mit einem Manne, der schon eure Achtung hat: kein Vertrauen, keine gegenseitige Ergießungen der Herzen, und vor Allem nicht eine Klage über den eigenen Mann.

Ein Kammermädchen, ein Blumentopf, ein Schooßhund, oder der Mann würden hier wieder von großem Nutzen seyn.

Als Mutter kann ich euch keinen Rath geben, als den: behandelt den Erzieher der Kinder als euern Freund, und überlaßt ihm die Erziehung, ohne hinterher zu tadeln; oder überlegt vorher gemeinschaftlich.

Der Rang eurer künftigen Männer kann euch auch an den Hof bringen. Wer auch in den ersten Gesellschaften von Paris glänzt, ist

zum erstenmal am Hofe blöde. Ich wünsche nicht, daß ihr gezwungen seyn mögt, am Hofe zu leben; allein sollte es euer Loos werden, so seid nicht blöde, aber bleibt bescheiden. Die ganze Kunst der Hofleute, wodurch sie imponiren, ist Unverschämtheit; und die Sage, als gehöre eine so große Menschenkenntniß dazu, am Hofe zu leben, ist die platteste Lüge. Mit nichten, meine lieben Mädchen! Die ganze Kunst, am Hofe zu leben, besteht darin, an nichts Theil zu nehmen, und das, meine lieben Mädchen, wird euch sehr wenig kosten; denn es giebt am Hofe nichts Wichtigeres, als das Lächeln des Monarchen. Das ist das große Ziel, wornach alle rennen, auf allen Wegen rennen, durch alle mögliche Niederträchtigkeiten rennen. Seht ihr ruhig dem Ringelrennen zu, ohne die Miene zu machen, mit um den Preis zu rennen, so ist jede von euch das liebenswürdigste Ding von der Welt. Menschenkenntniß? am Hofe? Pah! Ich habe zehn Jahre am Hofe gelebt. Es sind sinesische Figuren, alle von Einer Form auf einen grauen Grund unscheinbar aufgedruckt. Der Charakter der

Hofleute ist, daß sie gar keinen Charakter haben; ihre Feinheit, deren sie sich rühmen, besteht darin, daß sie an nichts Theil nehmen, in Gesellschaft weder Böses noch Gutes von jemandem sagen, mit den Augen blinzeln, sich lächelnd verbeugen, flüstern, und zu Allem allerliebst! sagen. Seid also in Gesellschaft am Hofe dreist; redet, wenn die Reihe an euch kommt, etwas, gleichviel was, als: o schön! süperbe! allerliebst! abscheulich! wer hätte das glauben sollen! sagt der Dame etwas Schönes über ihre Koeffüre, dem Herrn ein Wort über seinen Geschmack sich zu kleiden: und ihr seid vollkommene Hofleute. Lacht ihr dazu noch, wenn jemand etwas sagt, und findet das zum Todtlachen; redet ihr von jedem Gegenstande nur zehn Worte: so geb ich euch mein Wort, man wird Wunder! rufen. *)

*) Was hier die Markise vom Hofe sagt, läßt sich jetzt sehr gut auf die große Welt anwenden. Ich erinnere mich, daß Jemand, der einmal in einer Hauptstadt Deutschlands in einer der ersten Gesellschaften beleidigt war, auf den sonderbaren Einfall kam, die

Vor Allem aber, lieben Kinder, sucht ein menschliches Herz zu erhalten, das man, ach! gar zu leicht in der großen Welt verlieren kann. Thut Gutes so viel ihr könnt: diese Gewohnheit versüßt mir das Alter; und da keine von allen menschlichen Leidenschaften mit uns in das Alter überzugehen pflegt als die Eitelkeit, so sorgt für Nahrung dieser Leidenschaft. Ihr werdet keine gewissere für eure Eitelkeit im Alter finden, als die aufrichtigen Thränen der Armen, die man unterstützt, als die Danksagungen eines gebrochenen Herzens, das man geheilt hat. Seht, Kinderchen, meinen un-

ganze große Welt auf einmal lächerlich zu machen. Er ließ ein gemeines Mädchen als eine Dame kleiden, unterrichtete sie vierzehn Tage in dem Tone der großen Welt, und nach diesen vierzehn Tagen führte er sie als eine Verwandte ein. Sie glänzt, als das feinste Geschöpf, bis denn der beleidigte Herr die Maskerade entdeckt, und die ganze feine Welt erstaunt dasteht, daß es möglich ist, in vierzehn Tagen Alles lernen zu können, wodurch sie sich groß fühlt; denn was hört man öfter als: Fy, der Mensch hat keine Lebensart?

glücklichen Zustand; ich kann abkommen! Niemand wird mich vermissen, wenn ich todt bin. Selbst ihr nicht, die ich so herzlich liebe! denn Liebe ist noch kein gerechter Anspruch auf Gegenliebe. Seht ihr, ich würde mich allein fühlen, ganz allein; ich würde mir den Tod wünschen, weil niemand ist, der um mich weinen würde. Ein größeres Eelnd läßt sich nicht denken, als dieses. Allein ich bin nicht ganz verlassen: die Armen, die ihr Brod bei mir suchen, lieben mich, wünschen mein Leben, und würden um meinen Tod weinen. Seht, das ist die einzige Nahrung für meine Eitelkeit, und diese sucht euch auch durch die süße Gewohnheit, Gutes zu thun, zu verschaffen.

Man ist Mädchen, und hat seine Liebhaber; Weib, und hat seinen Mann; Mutter, und hat seine Kinder; aber man ist alt, die Welt hat uns verlassen, und da fängt an, das Grab etwas zu werden. Man schlägt seinen Blick zuweilen durch das Dunkel hinter dem Grabe, und da kehrt der Blick doch beruhigt zurück, wenn man dort niemanden sieht, der

uns anzuklagen dasteht, und wenn man seine Hand mit einem furchtsamen aber doch freudigen Hoffen dem Tode geben kann, wie man sie ehemals als Braut seinem Manne gab! Und dazu helfe euch Gott! Lebt wohl, meine geliebten Kinder!

V.

Die gute Frau,

oder:

So bessert man einen Mann.

Julchen von Saarberg war bei ihrem Onkel auf dem Lande den ganzen Sommer, und den Winter in der Stadt erzogen. Der alte Herr von Saarberg war eine Art von Menschenfeind, der die schöne Welt von Herzen haßte, weil er einen Grundsatz hatte, der das Unterste zu Oberst in der schönen Welt kehrte. Wenn er einem, der ihn um Rath fragte; denn ungefragt sagte er nie jemandem seinen guten Rath; seine Meinung sehr deutsch gesagt hatte, so schloß er allemal mit dem französischen Verse:

Je nomme un chat un chat et Rollet
un frippon!

und ließ dann hinter sich her pfeifen, lachen, oder schimpfen, wie man wollte.

Julchen gehörte mit zur schönen Welt, und meine Leserinnen können leicht denken, daß ihr Onkel oft in große Streitigkeiten mit ihr gerieth, eben dieses Sprüchelchens wegen; indeß versicherte der Alte seinem Nichtchen oft, daß er alle Hoffnung habe, sie einmal vernünftig zu sehen; und Julchen dachte allemal: davor wolle mich der Himmel behüten! erröthete vor ihrem eigenen Wunsche, weil sie so oft Gelegenheit gehabt hatte, zu bemerken, daß ihr Onkel ein großer Prophet war. Und im Prophezeihen bestand des Alten Stärke. Hier sagte er Julchen voraus: gieb Acht! in zwei Jahren lebt die Familie von Allmosen! und siehe da, es traf gewöhnlich zu.

Nun fand sich der Baron und Kammerherr von Willdahn zu Julchen an. Der Baron fuhr excellent in einem Pirutsch mit vier Pferden selbst, und tanzte, und schwatzte, und ritt vortrefflich. Er kaufte ein Palais in Wien, ließ sich Wagen aus London kommen, konnte keinen Flügel leiden, den ein Deutscher gemacht hatte, hielt sich zwei Equipagen, einen Haushofmeister, eine große Menge Bediente, ein

Landhaus, änderte alle Jahre nach dem Modejournal seine Möbeln, gab Feten, Bälle, Assemblees und Konversatorio's, bat alle hohe Fremde, legte eine Gallerie von Gemälden an, u. s. w. Wenn ihm sein Haushofmeister eine Rechnung brachte, so stand er nachlässig auf, nahm eine Feder, unterschrieb, ohne die Rechnung anzusehen, und gab sie zurück.

Dieser fand sich bei Julchen ein; erst Blicke, Witzeleien, Seufzer, Händedrücke, und pah! eh Julchen es sich versah, lag er vor ihr auf den Knieen, und bat um ihre Hand.

Wie finden Sie den jungen Willdahn, lieber Onkel?

Der Narr seiner Eitelkeit!

Nein, im Ernst, lieber Onkel!

Je nomme un chat —

Willdahn hat um meine Hand gebeten! Was rathen Sie mir?

Er ist ein Bettler!

Lieber Onkel, zwei unverschuldete Güter — das prächtige Haus hier —

Macht ihn zum Bettler. Je nomme — Liebes Julchen, sag nein!

Er hat ein gutes Herz —

Hat er —

Edelmuth, Verstand —

Nur Anlage dazu —

Geschmack —

Aber Julchen, eine Eitelkeit ohne Gränzen, die ihn zum Bettler machen wird, wenn er keine vernünftige Frau bekommt. —

Nun, eben deswegen will ich ihm meine Hand geben.

Schlag ein, wenn du vernünftig seyn willst.

Man kapitulirte. Der Onkel blieb bei seinem Wahlspruche. Julchen behauptete, diesesmal wäre Onkel ein Lügenprophet; und kurz und gut, Julchen folgte ihrem Kopfe, gab Willdahn ihre Hand; der Onkel nahm sie den Tag des Ehekontrakts allein, und sagte: Julchen, du wirst sehen, ich habe Recht. Dein Vermögen ist gesichert; wenn dein Mann dir einmal ein Papier bringt zum Unterzeichnen, so denk an mich. Unterschreib nicht, und frage mich dann wieder um Rath.

Julchen versprach. Willdahn heirathete, und gab nichts als Schokolade vor der Trauung,

und nach der Trauung nichts. Mäßiger konnte keine Hochzeit seyn; allein acht Tage darauf gab er einen Ball, der auch nicht glänzender seyn konnte.

Wir wollen des Lebens genießen, theure Julie, sprach Willdahn; ich bin reich, sehr reich. Wir sind nicht da, uns zu quälen. Du thust, was du Lust hast, und läßt mich thun, was ich will!

Julchen fand das vernünftig, und bis auf die Liebe, die Willdahn zu Julchen, und Julchen zu Willdahn hatte, machten sie ein Haus nach dem besten Geschmack.

Willdahn hatte ebenfalls einen eben so philosophischen Menschenfeind im Hause, wie der Onkel war, nur von etwas anderm Gepräge. Er hatte üble Laune, er war anmaßend. Da lag er in die Ecke des Sophas gelehnt, und entschied mit ein paar spitzen Worten alle Vorfälle in Willdahns Hause. Er spottete der großen Welt, schrie mit Bitterkeit dagegen, und genoß ihrer. Er war der strengste Sittenrichter aller Menschen, nur Willdahns nicht.

Der abscheuliche Lahnert, sagte Julchen. Ein Philosoph! Laß ihn! sagte Willdahn. Ich liebe ihn, weil er nicht schmeichelt. Und Lahnert schmeichelte ihm nicht. Sie sind, was wir alle sind, Herr Baron! ein Thor! aber doch ein erträglicher Thor; ein Thor, dem man seine Thorheiten wegen des Geschmacks, wegen der Feinheiten, mit denen er sie würzt, zu gute hält. So sagte Lahnert oft zu Willdahn, und Willdahn lächelte; und erzählte ihm eine neue Thorheit, und Lahnert rief: bei Gott, Sie sollten mit ihrer verdammten Geschwätzigkeit mir ihre Narrheiten endlich gefährlich machen. Sie sind ein Verschwender, Baron; allein Sie verschwenden so edel, daß — kurz Sie sind ein Thor, und ein liebenswürdiger Thor!

Euer Philosoph ist ein Betrüger! sagte der Onkel. Julchen hüte dich vor diesem heimtückischen Schleicher!

Sechs Jahre waren so hingelaufen. Julchen hatte zwei Kinder, einen allerliebsten Knaben und ein Mädchen, reitzend wie seine drei und zwanzigjährige Mutter, und Julchen hatte

oft die Warnung ihres Onkels gehört: hüte dich vor Lahnert! und Julchen sah ihn mit finstern Blicken an, und wagte sogar zuweilen, sein Ansehen bei ihrem Manne stürzen zu wollen.

Lahnert lächelte, und fing an, Julchen mit den Fehlern aller Damen von ihrer Bekanntschaft zu unterhalten. Das war in seinem Charakter! allein er sagte von Julchen nichts als Gutes. Wahrhaftig, gnädige Frau, ich glaube, wenn Sie ein Mann wären, ich würde Sie lieben können! Julchen lächelte. Hüte dich! fiel ihr ein, und sie ließ den Sittenrichter stehen.

Sollte sie mich verachten? dachte Lahnert; ich kann dir fürchterlich genug seyn! und ein paar boshafte Anmerkungen über Julchen ließen sie seine Stärke fühlen. Hm! sagte Julchen, und wiegte den Kopf ein wenig spöttisch: ich kann Fehler haben, und Sie mögen ihrer spotten, aber ich will Sie bitten, nicht allein Augen für mich zu haben. Ein Schmeichler ist mir so verhaßt, wie ein immerwährender Spötter!

Der Onkel sagte: habe ich es doch prophe-

zeiht, daß du einmal vernünftig seyn werdest! Hüte dich vor den Philosophen!

Der Philosoph war auf Julchen aufmerksam geworden; sie schien ihm gefährlich, und jetzt noch obendrein reitzend.

Ich beklage Sie, gnädige Frau, sagte er einst: Wahrhaftig, es geht mir nahe! der Baron ist auf dem Wege, meine Achtung zu verlieren!

So? sagte Julchen, und flog vor den Spiegel, und steckte eine Feder anders; machte ihm einen Knicks, ging und erzählte ihrem Onkel des Philosophen Benehmen. Der Onkel küßte Julchen, gab ihr seinen Rath, und behauptete, daß sie vernünftig werden würde.

Lahnert deklamirte gegen die Grillen der Ehemänner mit allem Eifer. Bei Gott, gnädige Frau, Sie sind ein Weib, und Sie kennen mich; allein ich glaube, Sie würden einen ehrlichen Mann mit dem weiblichen Geschlechte aussöhnen können; und Willdahn — ich zanke alle Tage über seinen verdorbenen Geschmack, Sie um Geschöpfe aufzuopfern —

Julchen lächelte; das heiß ich eine Freund-

schaft, die nicht blind ist für die Fehler ihres Freundes! und das haben Sie meinem Manne ins Gesicht gesagt?

Ich möchte Ihnen das nicht wiederholen, was ich ihm über diesen Punkt gesagt habe.

Bravo! aber in meiner Gegenwart; o ich bitte Sie, sagen Sie ihm das in meiner Gegenwart!

Die Frau, vor der der Mann errôthen muß, verliert des Mannes Liebe! und ich liebe Sie zu sehr, um Sie dieser Gefahr auszusetzen. — Und wie, meinen Sie, wie würde Willdahn unser Einverständniß nehmen.

Wie er will, Lahnert! — Er soll mir seine Ausschweifungen nicht ableugnen, Sie sollen gegen ihn zeugen!

Und Sie unglücklich machen? — Fallen Sie nicht aus Ihrem Charakter, gnädige Frau. Verstellung ist des Weibes Triumph. Klagen, Vorwürfe erbittern den Mann, und das schlimmste von allen Mitteln, einen Mann zu bessern, ist, ihn beschämen.

Sie mögen Recht haben; allein auch ich will meinen Willen haben. Gut! das schlimm-

sie ist eine Scheidung; aber ich will schlechterdings nicht länger die Gefällige gegen meinen ungetreuen Mann spielen. Kommen Sie, er ist allein!

Lahnert bat um Gnade, Julchen sah ihn mit einem verachtenden Blick an. Das ist ihr Muth, ihre Freimüthigkeit, die überall, wo sie Fehler sieht, spricht! Es war mein Ernst nicht; allein sagen Sie mir nie etwas wieder von meinem Manne, wenn Sie nicht wollen, daß er es wieder erfahren soll. Mein Mann mag mich beleidigen; allein von Ihnen verbitte ich mir sehr ernsthaft jedes Gespräch darüber!

Lahnerts Eitelkeit war beleidigt, und er schwor Julchens Verderben.

Willdahn hatte tausend Freunde; sie lobten ihn, wenn sie bei ihm aßen, und spotteten seiner nie eher, als in ihren Häusern. Seiner Gläubiger wurden immer mehr; Lahnert verstand die Kunst, die Schurken zum Hause hinaus zu komplimentiren oder hinaus zu fluchen: indeß einige ließen sich nicht weisen, und Willdahn mußte doch von Zeit zu Zeit auf Mittel denken, die Ungestümsten zu befriedigen. Und

Lahnert lieh dem Baron unter einem andern Namen auf jüdische Zinsen große Summen.

Jemehr Willdahns Umstände in Unordnung geriethen, desto weniger wollte er davon reden hören. Geld! Geld! — lieber Haushofmeister, ich will unterschreiben; aber lassen Sie mich in Ruhe. Endlich kam der Haushofmeister und brachte die traurige Nachricht, daß der Herr Baron weit mehr schuldig wäre, als sein Vermögen betrüge. Ich bin fertig! sagte der ehrliche Mann, und legte dabei die Hand auf die Brust. Ein Schurke sind Sie? fuhr Willdahn auf. Wie Sie befehlen, Ihro Gnaden! indeß Sie müssen sehen, wie Sie sich herauswickeln, oder Sie sind verloren.

Lahnert! rief Willdahn, ich bin verloren, sagt mein verdammter Kerl von Haushofmeister; wissen Sie Hülfe?

Hm! sagte Lahnert ruhig, lassen Sie Ihre Frau unterschreiben! Folgen Ihrer Thorheit; indeß es ist geschehen!

Wird sie?

Hm! darf sie ihre Ehre sinken lassen? indeß ersparen Sie ihr einen Verdruß; behan-

deln Sie den Handel nachlässig; thun Sie, als ob es eine bloße Formalität sei, die sie beobachten soll. Sie sehen, guter Freund, wie jede Thorheit sich straft!

Julchen wußte alles das nicht. Sie sah wohl, daß ihre Lebensart nicht wenig kosten mußte; allein sie flog drüber hin.

Guten Morgen, Julchen! Eben hab ich deinen neuen Wagen gesehen; bei meiner Ehre, delicieux! und die Füchse? sag mir, wie bist du zu den Pferden gekommen? — Die schönste Equipage in Wien!

Aber theuer, lieber Willdahn! sagte Julchen ein wenig beschämt, sehr theuer.

Aber dafür auch süperbe, liebste Julie, süperbe! — Lieber Gott, wofür hab ich denn mein Vermögen? sei ruhig, liebe Julie. — Ach, apropos! eh ich es vergesse, ich muß einige Arrangements machen, und dazu habe ich deine Unterschrift nöthig. Doch davon diesen Abend! — Wie soll der Wagen lackirt werden?

Ich will mich bedenken, sagte Julie; Willdahn ging, und Julie stützte den Arm auf den Tisch. Unterschreiben? ich? der Prophet sollte

doch Recht haben? Sie ließ anspannen und fuhr zum Onkel. Sie erschrack, daß sie zitterte, wie der Onkel ihr sagte, daß Willdahn ärmer als der Bediente wäre, der hinter seinem Stuhle aufwartete. Der Onkel machte ihr das deutlich, und Julchens Augen waren naß. Und was wirst du thun, Julchen? — fragte der Onkel.

Ihn retten, ihn mit meinem letzten Louis-d'or retten.

Bravo! nur, Kind, vorsichtig! Ich glaube, Julchen, du sagtest mir vor deiner Verheirathung einmal, eben darum wolltest du Willdahn heirathen, damit er an dir eine vernünftige Frau haben sollte. Es ist noch nicht zu spät!

Julchen ging mit dem Onkel zu Rathe, und fuhr sehr bewegt zu Hause. Sie zwang sich zum Lächeln, Willdahn war lustig, und Lahnert sah kalt wie gewöhnlich. Willdahn war mit Julchen allein, und er kam auf sein Arrangement, und bat sie, mit zu unterschreiben. Willdahn, sagte Julchen fest, ich betrachte, was mein ist, als das Deinige; allein ich will

Vertrauen dafür, und nur die Erlaubniß, künftig die Hausmutter zu machen.

Du bist ohne Grund besorgt, Julie. Hausmutter? Laß das, und unterschreib, wenn du willst.

Unterschreiben nicht; aber bezahlen will ich. Darf ich deine Gläubiger kennen?

Willdahn mußte sich endlich ergeben. Er ließ seine Gläubiger den andern Tag kommen, und sagte ihnen: Meine Herren, Ihre Besuche sind mir lästig; hier ist meine Frau, sehen Sie zu, daß Sie sich mit der arrangiren! Er ging.

Hören Sie, sagte Julchen freundlich, mein Vermögen gehört eigentlich meinen Kindern; indeß ich will ihres Vaters Schulden damit tilgen, das will ich ehrlich; allein ich will auch ehrlich behandelt seyn. Jeder ehrliche Mann soll mich billig finden; allein nur jeder ehrliche Mann. Bringen Sie mir morgen bestimmte und noch einmal durchgesehene Rechnungen. Ich werde Sie nicht aufhalten, nur aber will ich erst die Rechnungen untersuchen.

Jetzt flog Julchen noch einmal durch ihr

vergangenes Leben! So hab ich die Pflichten der Mutter, der Gattin, der Hausfrau erfüllt, sagte sie schamroth; also unsere Soupers, unsere Bälle, unsere Equipagen kosten uns am Ende Ruhe und Ehre?

Lieber Willdahn, sagte sie zu ihrem Manne, morgen hab ich die Liste deiner Schulden, ich muß auch unsere Revenüen kennen. Laß doch deinen Haushofmeister einmal zu mir kommen. Er kam, und legte Rechnung ab. Diese war sehr deutlich. Der Baron von Willdahn war ihm noch tausend Thaler Vorschuß schuldig. Der Herr Haushofmeister versteht das Rechnen besser als wir, sagte Julchen; ich werde Ihnen die tausend Thaler bezahlen, mein Herr, und dann — ich glaube, ich bin Ihnen noch Dank schuldig, daß wir Ihnen nicht noch mehr schuldig sind.

Julchen schloß eine Chatoulle, welche ihr ihr Onkel mitgegeben hatte, auf, und bezahlte den guten Rechenmeister, und er hatte seinen Abschied. Darauf: Johann, Wilhelm, Friedrich, Kutscher, Läufer, Kammerdiener. Hört, Leute, hier habt ihr ein Vierteljahr Lohn, und

nun könnt ihr gehen, und sucht euch andere Herrschaften!

Julie, du dankst alle Bedienten ab?

Desto mehr Ruhe wird im Hause seyn, und wir haben ja noch hinlänglich, uns zu bedienen.

Unsere Ehre aber?

Besteht darin, das Vermögen anderer Menschen nicht zu verschwenden, und das seinige in Ruhe zu genießen.

Allein du giebst dich von Gelde blos?

Ruhig, Willdahn; ich habe Brillanten, Ringe, Uhren. Noch bin ich nicht arm.

Den andern Tag kam das Heer der Gläubiger, und Julchen lief ihre Rechnungen durch. Die, von denen Willdahn theure Möbeln oder Kostbarkeiten genommen hatte, nahmen sie mit einigem Gewinn wieder zurück. Die andern, bezaubert durch Julchens Freundlichkeit, und geschreckt durch ihre Drohungen, waren sehr vorsichtig in ihren Rechnungen zu Werke gegangen. Julchen bezahlte, und alle waren sehr zufrieden mit der Güte und Freundlichkeit der gnädigen Frau.

Nur einer wollte schlechterdings von seiner Summe nichts nachlassen. Es war ihm ein Gut Willdahns verpfändet, und er nahm eine ungeheure Zinse. Er blieb bei Julchen allein. Julchen stellte ihm das Fürchterliche, das Erniedrigende in seinem Betragen mit ihrer reizenden und rührenden Freundlichkeit vor. Gott! ich kann nicht, gnädige Frau, ich bin nicht für mich hier. Julchen drang in ihn ein. Endlich gestand er, daß Herr Lahnert der eigentliche Gläubiger des Barons sei.

Lahnert, sagen Sie? Lahnert? Ist das wahr?

Glauben Sie mir, Ihro Gnaden! Er hat eine Verschreibung von mir, daß der Herr Baron mir nicht einen Pfennig, sondern Alles Herrn Lahnert schuldig ist.

Lieber Mann, geben Sie mir von dieser Verschreibung eine Kopie.

Er versprach es endlich. Julchen schloß sie ein. Das ist der Philosoph, der Freund meines Mannes. Indeß sie beschloß, noch nichts davon zu sagen. Sie fuhr zu ihrem Onkel, und erzählte ihm, was sie gethan hatte.

Wahrhaftig, Julchen, du bist jetzt zum Küssen. Du bist auf dem besten Wege. Bezahlen heißt nichts, aber Sparen heißt Alles. Du wirst deinen Mann retten. Er gab ihr ferner Winke über ihr Benehmen.

Indeß war Willdahn in einem hohen Grade beschämt; man trug die köstlichsten Möbeln weg, man zog die Pferde aus den Ställen, man fuhr die Wagen vom Hofe, seine Bedienten packten, und verließen einer nach dem andern das Haus. Gott, Julie! was machst du? sagte er, und sah sie mit starrem und finsterm Blicke an.

Ich entziehe dir einigen Ueberfluß, um nicht zu darben. Sei ruhig.

Es war schon zu spät; er hatte einmal sein Ansehn in Julchens Hände gelegt. Seine Ehre war verloren; er verschloß sich ins hinterste Zimmer, und glühete vor Schaam.

Julchen machte nun mit Hülfe ihres Onke's eine Balance zwischen Willdahns Schulden und seinen Güthern, und Beides lief so ziemlich gegen einander auf.

Nun, Julchen, müssen die Güter deines Mannes verkauft werden.

Kann ich sie nicht retten, lieber Onkel?

Hm! wenn du mit deinem Vermögen Kaution machst.

Gern, gern! — doch — was ist vortheilhafter für ihn und mich?

Bravo, Julchen! — Sieh da, das heißt eine vernünftige Frau! Werden die Güter verkauft, so gehen sie zu wohlfeil weg. Du mußt die Schulden übernehmen, und ohne Wissen deines Mannes.

Julchen bewilligte, und der Onkel versprach das Geld anzuschaffen, und Julchen fuhr vergnügt nach Hause und fiel Willdahn mit Entzücken in die Arme.

Willdahn hatte wirklich seiner Frau alle seine Schulden eingestanden, außer eine einzige nicht; er wagte es nicht, ihr es zu sagen. Er saß im Sopha und seufzte, seufzte tief und oft. Julchen wollte ihn beruhigen. Ach, meine Julie, du weißt noch nicht Alles! Er seufzte und schwieg. Julchen drang in ihn, es ihr zu sagen, was ihm noch fehle; vergebens, die

Schaam erstickte die Worte, die er sagen wollte. Wie? sagte Julchen, und schloß, drückte ihn zärtlich an ihre Brust: du kannst mir etwas verbergen, was dir Kummer macht? kannst du auf der Welt einen zärtlichern, treuern und nachsichtigern Freund finden, als deine Julie?

Ach, je mehr ich dich ehre, um desto mehr schäme ich mich, dir dieses Geständniß zu thun. Du kennst Mamsell la Molle —

Nun? die schöne Französin?

Sie hat von mir — o Julie, Julie! — darf ich es dir sagen? Sie hat eine Verschreibung von zwanzig tausend Thalern von mir.

Entsetzlich! rief Julchen, und die Hitze überlief sie; nein, setzte sie nach einigen Augenblicken Besinnung hinzu, nein, ich will dir keine Vorwürfe machen. Du schämst dich deiner Thorheiten, und ich habe sie vielleicht durch meinen Leichtsinn veranlaßt. Nein, liebster bester Willdahn, laß uns unser Unrecht vergessen und verbessern!

Willdahn warf sich seiner großmüthigen Gattin in die Arme; sein Herz lag zum ersten-

male mit der Flamme der reinsten Liebe in seinen Blicken. Ach, dachten Beide, es ist vielleicht ein Glück für uns, so unglücklich zu seyn!

Am andern Morgen fuhr Julchen zu Mamsell la Molle. Sie wissen wahrscheinlich nicht, Mamsell, wer ich bin, sagte Julchen freundlich und zutraulich: ich bin die Kammerherrin Willdahn, eine Nebenbuhlerin von Ihnen.

Mamsell La Molle wurde verlegen; sie stammelte einige Worte, die eine Art von Entschuldigung seyn sollten. Mamsell, sagte Julchen, ich beklage mich über sie so wenig, als über meinen Mann; ich lebte zu wenig für meinen Mann, als daß ich mich mit Recht beklagen könnte, und wahrhaftig, ich freue mich doch wenigstens, daß er nicht schlechter gewählt hat. Ihr gutes edles Gesicht, Mamsell — Ihre Reitze würden selbst die Tugend verschönern.

Mamsell La Molle griff gerührt nach Julchens Hand.

Nein, Mamsell! ich bin meinem Manne treu gewesen, und hoffe es zu bleiben, und dennoch fühle ich nur zu gut, wie weit heißes

Blut, Jugend, der Geschmack an Vergnügungen, die Liebe zu einem fröhlichen und freien Leben, Gefühl und Herz, ein Mädchen führen können; und gestehen Sie, daß eins von diesen allen Sie über die Gränzlinie des Anständigen führte; aber doch sicher nicht das Gefühl der Tugend in ihrem Herzen ganz vertilgte.

Nein, gewiß nicht, gnädige Frau — sagte La Molle, legte die Hand auf die Brust, und ihr Auge wurde naß.

Wie aber, liebe Mamsell, mein Mann hat Ihnen einen Wechsel von 20000 Thaler gegeben, wahrscheinlich im Rausch der Liebe und des Vergnügens. Ich berufe mich auf Ihr eignes Herz! — Der Mann hat sich, mich und meine Kinder zu Grunde gerichtet; und können Sie dazu beitragen?

Ich? antwortete La Molle. Fragen Sie Herrn Lahnert, daß ich mehr, als ich von Ihren Herrn Gemahl habe, ausschlug.

Sie kennen Herrn Lahnert?

Sehr genau, er hat mir Ihres Herrn Gemahls Bekanntschaft verschafft, und — es ist wahr — es war nicht edel. —

Was war nicht edel? — Reden Sie! Sie verbinden mich!

Ich hatte eine Verschreibung vom Herrn Lahnert. Ich habe sie ihm zurückgegeben; er versprach mir den Umgang Ihres Herrn Gemahls dafür.

O schön! er setzt seine Schulden auf die Rechnung seines Freundes!

Uebrigens war es ein freiwilliges Geschenk, was der Herr Baron mir machte. Ich glaube den Wechsel mit Recht zu haben.

Würden Sie das auch glauben, wenn Sie des Mannes Tochter wären, der solche Wechsel gäbe. Setzen Sie sich an die Stelle einer Frau, Mamsell, deren Mann sich auf diese Weise ruinirt, der nun dem Augenblicke nahe ist, wo er sich ohne Ehre, ohne Freunde, ohne Vermögen, ohne Amt sehen muß, seine Kinder und seine Frau zu einem Raub der Schande und des Elends macht; setzen Sie sich einmal an die Stelle dieser Frau, und dann fällen Sie Ihr eigenes Urtheil. Nicht wahr, Sie würden gewiß zu den Gesetzen Ih-

re Zuflucht nehmen, und die Gesetze müßten die beleidigte Frau und die betrogenen Kinder schützen! Sagen Sie selbst, Mamsell! sagte Julchen, und ergriff die Hand der Mamsell La Molle, so würden Sie handeln an meiner Stelle. Ich bin gemäßigter. Mein Mann ist Ihnen schuldig: ich will bezahlen. Sechs Monate liebt Sie mein Mann. Ich gebe Ihnen drei tausend Thaler für den Wechsel!

La Molle stand auf, gab mit Thränen in den Augen Julchen den Wechsel: Gott, Sie sind zu großmüthig! Nehmen Sie, nehmen Sie! o gnädige Frau; wie bereue ich es jetzt, daß ich nicht fähig bin, die Empfindungen des guten Gewissens und der Tugend zu haben, die in ihren Blicken glänzen. Nehmen Sie den Wechsel. Heute gehe ich aufs Land. Ich habe so viel, um ruhig zu leben. Sie haben mir meine Lebensart von einer Seite gezeigt, die — O Gott, wie viele Verwünschungen von Eltern, Gattinnen und Kindern mögen nicht, ohne daß ich es nur ahnete, gegen mich ausgestoßen seyn. Sie lief in ein Nebenzimmer; Julchen legte mit Thränen in den Augen drei-

tausend Thaler auf den Tisch, schloß die Thüre ab, und fuhr wieder nach Hause.

Zu Hause fand sie ein Billet von ihrem Onkel, daß das Geld bereit sei, und nun flog sie zu ihrem Manne. Lahnert saß bei ihm. Hier, sagte Julchen, und gab ihm den Wechsel von Mamsell La Molle; hier ist einer von deinen Liebesbriefen. Nun aber, lieber Freund, nimm dich in Acht, so sehr zärtliche in Zukunft wieder zu schreiben Willdahn sah finster, und warf den Wechsel heftig auf einen Tisch.

Lahnert hatte schon seit einer Stunde des armen Willdahns unbarmherzig gespottet, daß er der Mündel seiner Frau geworden wäre. Willdahn verwünschte seine Offenherzigkeit gegen Julchen.

Nun, sagte Julchen, du nimmst doch wahrhaftig das Papier sehr kalt auf, und es kommt von schönen Händen.

Soll ich mich etwa freuen, daß ich das Gespötte von Wien bin? Man spricht von nichts als von meinem Ruin, und du, du machst ihn muthwillig so bekannt, daß selbst meine Freunde es nicht mehr leugnen können.

Deine Freunde hätten also wohl Mittel gewußt, dir, ohne Aufsehen zu machen, zu helfen? Sie haben dir also ihr Vermögen, ihre Dienste angebothen; Herr Lahnert zum Beispiel. —

Ich, gnädige Frau, ich war zu unvermögend; allein ich glaube, man hätte in der Stille Mittel auffinden können —

Die uns vollends gestürzt hätten. Die Mittel hat Willdahn nur leider schon zu oft gebraucht; Sie wissen das besser als irgend Jemand, und den Theil, den Sie an unserm Schicksale nahmen — Sie lächelte zweideutig.

Ich bin ein redlicher Mann, das weiß —

Ja, das weiß ein jeder, weil Sie es jedem sagen; indeß da Willdahn hoffentlich kein Liebesabentheuer mehr haben wird, so wird auch Ihre Redlichkeit ihm künftig unnütz seyn!

Willdahn sprang auf, und rief: Julchen, ich verbitte jede Beleidigung meiner Freunde! Er ging, und Lahnert folgte ihm.

Julchen ließ sie gehen. Sie durchflog das Haus, sie ordnete an, sie untersuchte Alles selbst; endlich nahm sie ihre Kinder an ihren

Busen: ihr armen Geschöpfe! rief sie, und schluchzte; bis dahin seid ihr elternlose Waisen gewesen! aber jetzt will ich doppelt eure Mutter seyn!

Die Kinder betrachteten sie mit großen Augen. Das war ihnen fremd. O Gott! rief Julchen: meine Liebkosungen machen sie bestürzt! Ist es möglich, konnte ich es so sehr vergessen, daß ich ihre Mutter war? Sie verschloß sich tiefsinnig in ihr Kabinet.

Willdahn klopfte, und Julchen öffnete. Sie breitete ihm ihre Arme entgegen, und er trat finster einen Schritt zurück.

Du hast, hob er an, du hast auf eine grausame Weise mein Vertrauen, und die Lage, worin ich war, gemißbraucht; du willst mein Herr seyn. Nein bei Gott, mein Unglück ist so groß nicht, daß es mich zu deinem Sklaven macht. Deine Pflicht war es, meinen Vorschlag so anzunehmen, wie ich ihn dir that. Du hast es nicht gethan, und bei Gott, du bist von jetzt an mir nichts mehr, und deine Mühe ist vergeblich. Deinetwegen habe ich mich ruinirt; das einzige Mittel gegen mein

Unglück ist — die Quellen desselben zu zerstören. Von Morgen an werden wir uns trennen!

Willdahn!

Von Morgen an, Madame!

Nein, Willdahn! Sicher nie! In Kurzem sollst du ruhig, geehrt, wieder in den besten Umständen seyn; du sollst glücklich werden. Und wenn ich deine Ehre und deine Ruhe wieder hergestellt habe, dann will ich sehen, ob ich deinem Verführer, dem Urheber deines Unglücks, weichen soll? Bis dahin sind wir unzertrennlich! Meine Pflicht und dein Unglück sind mir zu heilige Bande. Uebrigens sollst du Morgen selbst urtheilen, was das für ein Mensch ist, den du mir heute vorziehst. In seiner Gegenwart will ich dir Beweise seiner Treulosigkeit geben, und ich gebe allen Anspruch auf deine Liebe auf, wenn er sie leugnen kann.

Willdahn wußte nicht, was er von dem festen Tone seiner Frau denken sollte. Er schwebte die ganze Nacht zwischen Unmuth und Dankbarkeit. Aber am Morgen empfing er einen

Brief, der ihn völlig niederschmetterte. Einer seiner Freunde schrieb ihm, daß man am Hofe seinen Zustand wisse, daß der Monarch sehr aufgebracht sei, und daß der Fürst * * Befehl habe, ihm den Hof zu verbieten.

Lies, lies! rief er Julien wüthend entgegen; lies meine Schande, deren Ursach du bist! aber zittere vor dem Vorsatze, den ich gefaßt habe, und der dein Werk ist!

O, theurer Lahnert! gut, daß Sie kommen! ich bin verloren! Sie haben es mir voraus gesagt. Meine Ehre ist dahin, man wird mir den Hof verbieten! Lahnert fuhr zwei Schritt zurück, und that als ob er zitterte.

Seyn Sie ohne Furcht, Herr Lahnert! sagte Julie spöttisch, Ihre Rechnung soll bezahlt werden. Sie verlieren nichts, als künftig die jüdischen Zinsen, die Sie von ihrem Freunde, meinem theuern Herrn Gemahl, nehmen. Hier, Willdahn, hier ist dein stärkster und dein grausamster Gläubiger.

Ich? sagte Lahnert bestürzt.

Ja! Sie! — Hier ist der Beweis. Sie gab ihrem Manne die Kopie von der Verschrei-

bung, welche sie sich hatte geben lassen. Und das ist noch nicht Alles! Dieser großmüthige Freund hat in der Mamsell La Molle Armen Freuden genossen, die du, argloser Mann, hast mit deinen Wechseln bezahlen müssen. Noch nicht genug: dieser redliche Mann wollte mich verführen, und, um meine Treue gegen dich wankend zu machen, entdeckte er mir deine Liebeshändel.

Lahnert sprang auf und wollte gehen. Noch ein Wort, sagte Julie, in einer Stunde sind Sie demaskirt, bei dem Monarchen denoncirt, mit Schande gebrandmarkt, wenn Sie nicht den Augenblick zu meinem Onkel gehen, und dort die Verschreibung von meinem Manne abgeben. Sie sollen bezahlt werden, allein nach den Gesetzen, die den Wucher bestimmen.

Lahnert erblaßte, gerieth in Verwirrung, verschwand, und Willdahn stand da verlegen und unbeweglich vor Zorn und Abscheu.

Und du, lieber Willdahn, sei ruhig! du bist verleumdet; der Monarch kann den Mann nicht bestrafen, welcher der Vernunft folgt. Ich fahre zum Fürsten.

Sie fuhr zu ihrem Onkel, der sie mit offenen Armen empfing. Sie erhielt die Gelder, bezahlte ihres Mannes Schulden, auch Lahnerts Foderungen, die sehr gemäßigt waren; dann stieg sie in den Wagen, und hielt vor des Fürsten ** Hotel.

Der Fürst gestand Julchen, daß der Monarch sehr aufgebracht auf Willdahn sei, und daß schwerlich eine Entschuldigung helfen würde.

Nein, ich will meinen Mann nicht entschuldigen, hob Julchen sanft an; der Luxus ist eine allgemeine Thorheit unsers Standes, aber es war mehr meine Thorheit, als meines Mannes. Seine Gefälligkeit gegen mich war sein einziger Fehler; und was thut ein Mann nicht für eine Frau, die er liebt? Ich war in meines Mannes Augen schön, und er fragte nur meine Wünsche, und nie sein Vermögen um Rath, bei den Ausgaben, die ich veranlaßte. Er fürchtete seinen Sturz nicht, er kannte kein Unglück, als allein das, einen meiner Wünsche unbefriedigt zu lassen. Soll er meine Unbesonnenheit so hart büßen? und auch ich habe sie

wieder gut gemacht. Ich habe ihn mit meinem Vermögen gerettet.

Das haben Sie, Frau Kammerherrin?

War ich es ihm nicht schuldig? Noch mehr: Willdahn hat mit dem seinigen den Verschwender gemacht, und jetzt ist er der treueste Vormund meines Vermögens. Wir wollen unsere Fehler wieder gut machen, und wir haben schon angefangen. Sehen Sie, das haben wir gethan, das wollen wir thun?

Nun erzählte sie dem Fürsten einige Details von ihren getroffenen Veranstaltungen, und fuhr nun fort: Allein ich habe nun meines Mannes Liebe, seine Achtung, sein Zutrauen verloren; ich habe Alles verloren, die Frucht eines gewiß sehr schweren Opfers, wenn der Monarch meinem Manne die Ehre nimmt, die er eben dadurch zu erhalten verdiente, daß er den Muth hatte, auf dem halben Wege zur Thorheit stehen zu bleiben. Der Monarch ist gerecht, menschlich, er hat ein Herz! Sie sind das Bild des Monarchen! Warum wollen Sie einen Mann strafen, daß er seine Frau zu zärtlich liebte? Er soll also meine Kinder be-

ständig an die Thorheiten ihrer Mutter zu erinnern haben? Sie wollen mir seine Liebe, und die Ehrfurcht meiner Kinder entziehen?

Und was macht seine Bestrafung nöthig? Man muß dem Publikum ein Beispiel von der Aufmerksamkeit des Monarchen auf die Sitten geben! Lassen Sie uns dem Publikum ein nützlicheres und rührenderes Beispiel geben! Lassen Sie die Welt von uns lernen, daß in dem Muthe und in einem redlichen Herzen unerschöpfliche Quellen der Hülfe für jede Familie liegen, die sich helfen will; daß man die Eitelkeit verachten kann, um wirklich glücklich zu seyn, und daß es keine Schande ist, seinen Luxus einzuschränken, um ehrlich leben zu können! Unsere Unbesonnenheit ist geschehen; wollen Sie den Muth eines Mannes, die Unbesonnenheit seiner Frau auch mit Aufsehen wieder gut zu machen, bestrafen? Jetzt haben wir sicher vernünftig gehandelt! Sagen Sie dem Monarchen, daß er eine Familie unglücklich machen würde, die den Muth hatte, auch unter den Spöttereien des Hofes und der Stadt glücklich zu werden!

Der Fürst lächelte. Fahren Sie fort, Madam! sagte er ihr mehreremale; einen gefährlichern Anwald hätte der Kammerherr nicht senden können! — Wie sie fertig war, so sagte der edle Fürst: seyn Sie ruhig, meine edle Frau; ich bewundre Sie, ich wollte, der Hof hätte mehrere so muthige Damen. Seyn Sie ruhig, Sie sind eine Zierde des Hofes; der Monarch wird Sie nicht verdammen! Hören Sie, der Monarch hat ein Kapital von 50000 Rthlr. zu sehr leichten Zinsen bestimmt, gute Absichten zu befördern, und ich glaube, Ihre Absichten verdienen Beförderung. Ich werde das dem Monarchen vorschlagen. Morgen ist Ball bei mir, und Assemblee; ich bitte mir Ihre und Ihres Gemahls Gesellschaft aus, und von Ihnen die erste Menuet. Es soll nichts als eine Ehrenerklärung an die muthige Tugend seyn!

Julchen vergoß Thränen; sie wollte dem Greise die Hand küssen, der es nicht für zu gering hielt, sich mit der Zufriedenheit einzelner Menschen zu beschäftigen, da er ganze Völker beherrschte; der Fürst ** küßte sie auf

die Stirn, und Julchen fuhr jauchzend nach Hause.

Willdahn sank nun voll Entzücken an den Busen seines muthigen Weibes. Wollen wir uns nun trennen? fragte Julchen; hast du nun noch einen Freund, den du deinem Weibe vorziehst?

Den andern Tag fuhr sie zum Ball zum Fürsten **. Sie trat in den Saal, mit bescheidenen aber freimüthigen Blicken, ohne Trotz, ohne Furcht. Natürliche Blumen nickten in ihrem Haar statt theurer Jouwelen; ein einfaches Kleid, ein noch einfacherer Putz zog aller Augen auf sie. Der Fürst empfing sie mit vieler Freundschaft und Achtung; sie fühlte, daß sie die Achtung der Vernünftigen verdiene, und das gab ihrem Benehmen die schönste Haltung. Willdahn wußte nicht recht, welchen Ton er nehmen sollte; eine kleine Schaam gab ihm eine Bescheidenheit, der man an ihm nicht gewohnt war.

Lieber Willdahn, sagte Julchen, du warst verlegen beim Fürsten **. Laß uns künftig ehrlich gestehen, daß wir unbesonnen gewesen

und weise geworden sind. Kein Mensch hat uns etwas vorzuwerfen; klage dich nicht selbst durch die Verlegenheit, in die du geräthst, an! Wir verdienen die Achtung der Menschen, laß sie uns auch von ihnen fodern, und sie werden sie uns geben!

Die meisten meiner Freunde haben mich verlassen! sagte Willdahn seufzend.

Und natürlich! Die Bälle, die Konzerte, die Soupees, die Assembleen haben bei uns aufgehört, und das war es, was sie anzog, nicht du, mein Freund! Betrachte die Welt, wie sie sich giebt; schäme dich nicht, sie verkannt zu haben, und sei nicht stolz, daß du sie jetzt besser kennst. Besonders, lieber Willdahn, laß es keinen wissen, daß ich alle diese Arrangements getroffen habe. Ich finde es zwar nicht lächerlich, daß eine Frau den Mann leitet; allein die Welt findet es so, und so sei du es in den Augen der Welt, der den Muth gehabt hat, die Thorheiten seiner Frau einzuschränken!

Und wie, fragte der Onkel, wie, mein goldnes vernünftiges Julchen, wie willst du

deinen Mann nun an deine jetzige Oekonomie fesseln?

Durch die Eitelkeit, lieber Onkel! Ich sage allen Menschen, daß die neuen Einrichtungen unsers Hauses von meinem Manne herrühren; ich bewundere seinen Muth, sich über die Vorurtheile der Welt wegzusetzen. Das Bittere für ihn bei dem ganzen Handel ist unstreitig das, daß er meinen Plan nicht gewollt hat. Ich überrede unsere Bekannten, daß es meines Mannes Wille gewesen ist, und er wird es am Ende selbst glauben, und aus Eitelkeit bei unserer Lebensart bleiben, um sich kein Dementi zu geben.

Bravo, Julchen! Wahrhaftig, du bist ein Engel!

Julchen bat eine kleine Gesellschaft, und sie war die Seele derselben. Einige schmackhafte Schüsseln, ein guter Wein, Julchens fröhliche Heiterkeit — alle Gäste waren vergnügt, nur Willdahn nicht. Es war als ob seine Seele eben so leer geworden wäre, als sein Haus. Er war an den nichtssagenden Lärm einer prächtigen und kostbaren Gesellschaft

gewöhnt; sein Haus und Wien waren ihm verhaßt geworden.

Julchen schlug ihm vor, einmal seine Güther zu bereisen, um die ersten Gespräche des Wiener vornehmen Pöbels erst vorübersumsen zu lassen, und Willdahn willigte mit Freuden ein. Sie reisten ab. Wie sie zum erstenmale die schöne reitzende Gegend ihres Guths von einem Hügel herab betrachteten, so warf sich Julie in die Arme ihres Mannes. Hier, hier bin ich glücklich! Hier erst ist es mir ganz erlaubt, deine Freundin, dein treues Weib zu seyn; hier wohnt unser Glück und das Glück unserer Kinder. Nein, seit ich diese reine Luft athme, fühle ich mich freier, zärtlicher, besser! Das Glück scheint mir näher zu liegen, und hier habe ich zum erstenmale die Vorstellung von einem heitern Leben, das in Frieden und Unschuld sich sanft an das Grab schleicht.

Julchen fühlte, daß die Langeweile ihrem Manne bald das Land zu einem Gefängnisse machen müßte. Beschäftigung! rief sie, Beschäftigung mußt du haben! Sie wußte ihn so natürlich Liebe zur Jagd, zum Landbaue bei-

zubringen, und sie wußte diese Beschäftigungen seiner Eitelkeit so angenehm zu machen, daß Willdahn in kurzer Zeit nicht mehr wußte, wo seine Zeit blieb; sie zeigte ihm beständig im Hintergrunde als die Belohnung seiner Beschäftigungen, einen großen Reichthum, den sie erwerben würden; auch das Gefühl, auf seinen Güthern Herr zu seyn, zu schaffen, gab seinem Leben eine neue angenehme Seite. Der Sommer war dahin geflogen, und am Ende des Herbstes kehrte Willdahn auf die Bitte Juliens mit ihr nach Wien zurück.

Ihr Hotel war verkauft. Willdahn fand ein kleines Haus, mit allen Bequemlichkeiten, und mit Geschmack möblirt. Kleine Gesellschaften vertrieben ihnen zwar die Zeit recht gut; allein Willdahn, der sich nun auf einmal in der Menge in Wien verloren sah, unter der er sonst hervorglänzte, verlangte nach seinen Güthern zurück: es war der Ort, wo er der Monarch selbst war.

Unter Julchens Augen sproßte überall Seegen und Reichthum hervor, und sie dankte hundertmal ihrem Manne für seine Thätigkeit,

für seinen Fleiß, für seine guten und weisen Einrichtungen in ihrem Landwesen. Willdahn hatte bloß die Freuden des Landlebens, und den Ruhm; Julchen übernahm die Mühe. Willdahn sah jetzt selbst dem glücklichen Augenblicke entgegen, wo er reicher war als vorhin, und er ging das zweite Jahr ungern nach Wien.

Julchen ging zu dem Fürst **; sie machte ihm ein so rührendes Gemählde von ihrem Glücke, daß er im Innersten seines großen Herzens davon gerührt war.

Sie sind ein Muster von Vernunft und Liebenswürdigkeit! o daß doch Ihr Beispiel auf alle Herzen den Eindruck machte, den es auf das meinige gemacht hat. Fahren Sie so fort, Madam, und rechnen Sie auf die ganze Unterstützung, die Ihnen der Monarch gewähren kann. Ich fühle mich geehrt, wenn ich etwas zu dem Glücke, was Sie genießen und geben, beitragen kann.

Willdahn wurde an den Hof gebeten, und der Monarch zeichnete ihn durch Güte, durch ein stundenlanges Gespräch über den Landbau so aus, daß er den Neid der Höflinge erregte.

Willdahn drückte Julchen im Vorübergehen die Hand: o Julie, sagte er, ich bin dir mein Glück schuldig!

Willdahns Güther wurden immer mehr ein lachendes Bild der Sparsamkeit und des Ueberflusses, und Julchen merkte nun schon hin und wieder ihres Mannes Liebe zur Pracht in die Höhe steigen. Es war gefährlich, sie wachsen zu lassen. In ihrer Nachbarschaft lebte eine sehr glückliche Familie von dem Ertrage eines kleinen aber fruchtbaren und sehr genützten Guthes. Julie hatte besonders sehr viel Gutes von der Kinderzucht des Herrn und Frau von Stein gehört. Sie machte mit ihnen Bekanntschaft, und traf hier zum erstenmale den Ruf weit übertroffen. Nach einigen Besuchen nahm sie auch ihren Mann mit dahin.

Der Anblick, der fröhlige Anblick der Liebe zwischen Eltern und Kindern, die Vertraulichkeit aller Glieder dieser Familie, die Unschuld, die Güte, die Geradheit, und besonders der reine gebildete Verstand der vier Kinder des Herrn von Stein machte einen tiefen Eindruck auf Willdahns Seele. Man hatte

schon dafür gesorgt, daß dieser Eindruck tief in sein Herz gehen mußte.

Willdahn erkundigte sich bei den glücklichen Eltern nach der Methode ihrer Erziehung, und erstaunte, da er hörte, daß die Kinder, ohne Lehrer, allein von ihren Eltern gebildet waren.

Am Abend, da er in den Wagen stieg, sagte er noch einmal zum Herrn von Stein: o was sind Sie glücklich, theurer Mann; was sind Sie glücklich, solche Kinder zu haben! Das ist sicher der edelste Genuß des Lebens.

Ach, Willdahn, sagte Julie; welche Freuden haben wir verkannt! so reine, so wohlfeile Freuden, die Freuden des Vaters und der Mutter! Man hat Kinder, und man klagt über Langeweile! man sucht außer seinem Hause Freuden, da man bei sich so unendliche Freuden finden könnte! Nein, laß uns künftig für unsere Kinder und mit ihnen leben! Der Name Vater und Mutter soll künftig kein leerer Titel, sondern ein wirkliches heiliges Amt für uns seyn!

Der Hofmeister der beiden Kinder Willdahns machte den Plan zu einer gemeinschaft-

lichen Erziehung. Willdahn übernahm das Amt, seine Kinder die Naturgeschichte zu lehren. Der Hofmeister, zum Glück ein sehr belesener Mann, bestimmte die Bücher; Willdahn las, um mit Julien und dem Hofmeister wetteifern zu können, und nach und nach wurde der Vorsatz Willdahns, zu lesen, Geschmack bei ihm. Die Tage flogen hin, und wurden immer kürzer. Ackerbau und Lektüre jagten die Zeit, und da Julie mit Willdahn auf ein paar Tage nach Wien fuhr, und Willdahn eine sehr glänzende Partie de Pläsir ausschlug, weil er in den Buchladen gehen wollte, so sank Julie in die Arme ihres Mannes, und vergoß die stillen Thränen der höchsten Wollust.

Nun ist er gerettet, mein Onkel! Nun ist er gerettet! rief sie ihrem Onkel zu. Die einzige unerschöpfliche Hülfsquelle gegen die Langeweile in der Einsamkeit, und gegen die Neigung zur Pracht ist sein! Nun bin ich ruhig, ich bin das glücklichste Weib; denn Willdahns Geschmack für die Lektüre ist entschieden. Dieses Vergnügen ist wohlfeil, überall zu haben, und ermüdet nie.

Nach einigen Jahren, wenn Willdahn auf seinen Güthern Besuch hatte, oder wenn er auf einen Monat in Wien war, so erzählte er selbst mit einem großen Vergnügen die Art und Weise, wie Julie ihn gebessert habe; er konnte nicht aufhören, Juliens Muth, Verstand, Sanftmuth und ihr Ausharren zu loben, und er schloß seine Erzählung mit den Worten: das heißt eine gute Frau, und so bessert man einen Mann!

VI.

Ueber die häusliche Glückseligkeit.

In Briefen.

Ihre Klagen, meine theure Freundin, über die Seltenheit der Tugend, und über den Mangel der Aufmunterungen dazu, sind eben so ungerecht, als die Klagen der Menschen über die Unvollkommenheiten des Erdenlebens. Das Leben hat so viele schöne Seiten, daß es nur an Menschen zu gebrechen scheint, welche es verstehen, die Güter aus der immer reichen Hand der Natur zu nehmen.

Es giebt keine Aufmunterungen zur Tugend! sagen Sie; die Menschen, mit denen man zu leben gezwungen ist, zwingen uns, die meisten Laster, und von allen wenigstens den Schein, anzunehmen, wenn man nicht beständig betrogen seyn will.

Ich hoffe, es ist nicht so, und ich hoffe ebenfalls, daß Sie sehr überzeugt seyn werden, daß die Natur unsere moralische Ausbildung keinem so unsichern Verwahrer anvertrauen konnte, als der wankelmüthige, immer im Strome der Mode wechselnde Mensch ist, da sie unsre physische Bildung, unabhängig von Menschen, ewigen und unwandelbaren Gesetzen anvertraute.

Als ein junges Weib von neunzehn Jahren ging ich aus Paris mit meinem Manne nach Deutschland zurück. Ich gestehe Ihnen, ich war in Paris so eine Art von Freidenkerin in Absicht der Tugend geworden. Ich hatte beinahe eben die Ideen von Tugend, die Sie in Ihrem Briefe gegen mich äußern, und eine äußerst simple Begebenheit heilte mich von dieser Gleichgültigkeit, mit der ich die moralische Bildung des Menschen zu betrachten gewohnt geworden war.

Erlauben Sie mir, Ihnen diese Begebenheit zu erzählen.

Auf einer Anhöhe bei einem Dorfe Vallongris, nicht weit von Soissons, schlug unser

Wagen um, und mein Mann hatte das Unglück, sich einen Arm zu zerschlagen. Gefährlich war die Wunde nicht; allein sie hinderte ihn doch weiter zu fahren, weil die Erschütterung auf dem Steinpflaster ihm unerträgliche Schmerzen machte. Wir gingen also nach einem ziemlich eleganten Hause, das wir ein paar hundert Schritt von der Straße vor dem Eingange eines Birkenwäldchens stehen sahen, ließen den Postillion mit einem Bedienten nach Soissons hineinfahren, und wir wollten nachkommen, sobald mein Mann im Stande seyn würde, das Fahren auszuhalten.

Vor der Thüre des Hauses, auf einer Rasenbank, im Schatten von ein paar schönen Linden, saß ein Mann, der aufstand und uns sogleich entgegen kam, wie er sah, daß wir auf das Haus zugingen. Mein Mann klagte ihm seinen Unfall, und bat ihn, uns bei sich aufzunehmen, bis er weiter könne.

Mit dem freundlichsten Betragen von der Welt führte uns der Mann ins Haus, wies uns sogleich ein artiges Zimmerchen an, mit ein Paar Betten, und bat uns sehr verbind-

lich, das Alles als unser Eigenthum zu betrachten, so lange wir hier wären; er verbeugte sich und ging.

Das Gefällige in seinem Betragen war nicht das Gefällige seiner Nation; das ist ein Mensch, sagte mein Mann zu mir, wie er hinaus war; ihm war es auch aufgefallen.

Nach einer Viertelstunde trat er wieder mit einem Wundarzte in das Zimmer, und man verband den Arm meines Mannes, der denn nicht gefährlich gefunden wurde. Wie diese Operation vorüber war, so kam unsere Wirthin, eine liebenswürdige, kleine, heitere Frau, von ungefähr sechsunddreißig Jahren, und, was uns Beiden auffiel, eben so anmaßungslos gutherzig, wie der Mann.

Sie hätten dieses Paar selbst sehen müssen, um in allen ihren Mienen, in allen ihren Bewegungen, in ihren Blicken, in dem Tone ihrer Stimmen gegen einander, den Geist der Liebe zu sehen, der sie Beide beseelte. Es war, als ob sie die Dienste, die sie Beide uns erzeigten, einer dem Andern thäten. Ich war bezaubert von ihnen, und mein Mann wieder-

holte, was er sehr selten gethan hat, den Tag noch wohl zehnmal: ein Paar Menschen.

Am Abend fragte man uns, ob wir mit der Familie oder allein essen wollten; wir wählten das Erste, und nun erschienen nach und nach in dem Eßzimmer sieben Kinder, vier Mädchen und drei Knaben, von zwanzig bis zu sechs Jahren hinab. Der bloße Anblick lockte mir die ersten Thränen der reinsten menschlichen Freude in die Augen. Auf allen Gesichtern wohnte Unschuld, Freimüthigkeit, und eine Gutherzigkeit, die über alle Beschreibung geht.

Nun erhob sich ein Gespräch des höchsten gegenseitigen Vertrauens. Vater und Mutter behandelten die Kinder mit einer unaussprechlichen Güte, und die Kinder waren lebende Bilder der liebevollsten Dankbarkeit. Mit Einem Worte, liebste Freundin, es waren Menschen, welche das goldene Zeitalter der Welt vor unsere Augen zurückzauberten. Die zwei Stunden nach Tische verflossen unter Gespräch, Arbeit, Scherz und Musik so schnell, als ob sie Flügel hätten, und wie ich mich allein sah,

so konnt ich mich nicht enthalten, mit einer Art von Ehrfurcht diese Wohnung der Unschuld, der Liebe, der Tugend und des Glücks zu betrachten.

Ich theilte mein Entzücken mit meinem Manne, und ich sah ihn, diesen kalten untheilnehmenden Philosophen, der gewöhnlich nur da lächelte, wo ich mit Entzücken aufschrie, oder vor Schmerz weinte, zum erstenmale gerührt; er schlug einen schönen Blick gen Himmel, und rief: nun habe ich ein Haus voll Menschen gesehen!

Wir blieben mehrere Tage in diesem Hause, und diese Tage sind mir die schönsten meines Lebens gewesen! Mein Mann fragte den ehrwürdigen Vater: Wie fangen Sie es an, so tugendhaft zu seyn, und Kinder und Domestiken so tugendhaft zu machen? Er lächelte, der ehrwürdige Mann, und sagte die mir unvergeßlichen Worte: *) C'est au sein de la

*) In den Armen seiner Familie lernt man die Tugend lieben! Das Laster, das moralische Verderben, und die Verstellung können nur mitten in den lär-

famille, qu'on apprend à aimer la vertu! dans les plaisirs tumultueux du monde c'est le vice, la corruption des moeurs, la dissimulation qui rendent heureux; mais c'est la vertu seule qui préside a la félicité domestique, et qui nous rend capables d'en jouir.

Wir gingen jetzt mit ihm in das Birkenhölzchen hinter dem Hause, und hier, auf einen Rasen gelagert, hielt er uns eine Vorlesung über diese wenigen Worte, die er gesagt hatte, von welchen ich wünschte, daß jeder Vater und jede Mutter sie läse.

Ich machte ihm beinahe dieselben Einwürfe, die Sie in Ihrem Briefe machen; ich sagte ihm: die Gottheit hat die Tugend dem Zufalle überlassen, und dieser hat wahrlich übel für sein Pflegekind gesorgt. Die Welt zwingt uns, lasterhaft zu seyn, oder doch zu scheinen; sie zwingt uns zur Verstellung, zur Härte, zu

menden Freuden der Welt glücklich machen; die Tugend aber allein ist die Pflegerin der häuslichen Glückseligkeit, und sie giebt uns auch das Herz, ihrer zu genießen.

Ausschweifungen, zum Leichtsinn; sie macht aus der Freundschaft ein bloßes Zeremoniel, aus der Liebe eine Thorheit, und aus der Redlichkeit Betise. Sie stürzt die Tugend vom Throne, und setzt das Laster hinauf. Und nun, da wir gezwungen sind, in der Welt zu leben: was ist natürlicher, als ihre Sitten anzunehmen? Unsere moralische Bildung scheint kein Gegenstand der göttlichen Vorsehung gewesen zu seyn, so sehr es unsere physische Bildung auch war.

Mit einer freundlichen Miene antwortete Valey mir. Kein Gegenstand der Vorsehung? So wären wir die verlorensten Geschöpfe unter allen! Nein, die Vorsehung hat unsere moralische Bildung ewigen unverbrüchlichen Gesetzen anvertraut, dreien großen nie auszurottenden Instinkten; unsere Tugend ist mit unserm Wesen auf das Innigste verbunden.

Unsere Tugend durch Instinkt gesichert? fragte mein Mann; wahrhaftig, Sie machen mich neugierig! Diese Instinkte sind?

Der Geschlechtstrieb, die Liebe gegen die Kinder, und der allgemeine Trieb, glücklich

zu seyn, welcher den beiden ersten seine Richtung zur Tugend geben muß.

Wir baten Beide um Erklärung.

Die Liebe zieht den Mann und das Weib beständig zu einander; der Mann liebt ein Weib: was kann er von diesem Weibe wünschen? was muß er wünschen? Wahrhaftig, nichts anders, als daß sie tugendhaft sei; eine zärtliche Freundin, sanft, redlich, gutmüthig, aufrichtig, keusch, mit Einem Worte: tugendhaft; und um diese Tugenden bei ihr zu erhalten, oder sie zu diesen Tugenden zu bilden, was hat er anders zu thun, als an seiner Seite selbst diese Tugenden zu haben, die er von ihr verlangt? —

Gehen Sie durch die ganze Welt, und Sie werden alle Männer hierüber vollkommen einstimmig finden; selbst wenn sie das Weib nicht lieben, das sie wählen, so werden sie dennoch wünschen müssen, daß sie diese Tugenden in einem hohen Grade habe; und es ist wahrhaftig kein anderes Mittel, diese Tugenden zu geben, als sie selbst zu besitzen. Sehen Sie, daß die Tugend bei der häuslichen Glückseligkeit noth-

wendig den Vorsitz haben muß. Und nun mit wie viel tausend Banden hat die allmächtige und weise Natur Mann und Weib für diesen Zweck aneinander gefesselt!

Ein Interesse! Einerlei Leiden, Einerlei Freuden! Es ist keine Freundschaft, die an Leid und Freude des Freundes freiwillig Antheil nimmt; nein, die Wunde, die den einen trifft, verwundet den andern. Das Weib klagt über sich selbst, wenn sie den Mann beklagt.

*) Va sempre affissa al caro fianco, e pende
Da un fato solo l'una, e l'altra vita.
Colpo, ch'ad un sol noccia, unqua non scende,
Ma indiviso è il dolor d'ogni ferita,
E spesso è l'un ferito, e l'altro langue,
E versa l'alma quel, se questa il sangue.

Und wenn dieses Gefühl des Einsseyn auch wieder leiser sprechen könnte, als im Anfange

*) Immer Einer an des Andern Seite; Ein Schicksal nur hängt über Beider Leben. Kein Schlag trifft ein Herz nur, sondern Beide fühlen den Schmerz einer Wunde. Der Eine ist verwundet, der Andere schmachtet; und mit dem Blute des Einen scheidet die Seele des Andern.

der Ehe: wie kann es dann schweigen, wenn ein Kind aus dieser Liebe entstanden ist? wenn die Züge der mütterlichen Güte mit den Zügen des väterlichen Muths zusammengeschmolzen in einem Kinde leben; wenn Natur und Liebe beider Eltern Charakter und Temperament, mit Einem Worte, Seele und Körper beider Gatten im Kinde vereinigt haben? —

Und giebt es auf der Erde eine reinere Glückseligkeit, als diese? Wenn zwei Menschen so genau, so innig verbunden sind, daß Eine Seele sie beseelt, daß einer in des andern Augen beständig die Gefühle einer aufrichtigen Liebe, einer heitern Zärtlichkeit, eines dreisten unbegränzten Vertrauens, einer besorgenden, zärtlich ahnenden Aufmerksamkeit für jedes kleine Uebel, und Thränen der Freude, die Beglaubigung der Liebe, für jedes Glück lies't? Der Sturm des Unglücks rase daher, und der sanfte Athem der Liebe wird und muß ihn beruhigen.

Und dieses Glück bietet die Tugend den Gatten; welche Aufmunterung für Beide, durch Treue, Gefälligkeit, Liebe, Freundschaft, Wohl-

wollen, durch Tugend den Preis zu verdienen, den die Tugend uns darbeut!

Schade, sagte mein Mann, daß dieses Bild, daß Sie uns jetzt gezeichnet haben, so selten ein Original hat, wornach Sie es zeichnen können!

Eben ein neuer Reitz zur Tugend, eben weil dieses Glück so selten ist! Unter allen Mißgriffen, die der Mensch zu seinem Unglück thut, ist keiner räthselhafter, als der, daß er das häusliche Glück von sich stößt, um einem Schattenbilde nach zu rennen, das überall nie wirklich wird.

Ich gestehe es, die meisten Menschen, aus den bessern Ständen, heirathen nur, um statt zwei Schüsseln sechs geben, statt zu gehen, fahren zu können; nur um neue Mittel zu erlangen, ihre Eitelkeit, ihre Narrheiten und ihren Hang zu Ausschweifungen zu befriedigen.

Mein Mann lächelte: Gut, wie fangen wir es denn also an, diesen Zug zur Tugend dieser Menschenklasse reitzend zu machen? Der Jüngling und das Mädchen werden unter dem beständigen und lärmenden Geräusch von Bäl-

len, Assembleen, Klubs, Besuchen, erzogen und gebildet; sie verlernen es von der frühen Jugend an, ihr väterliches Haus für etwas mehr zu halten, als für den Ort, wo sie schlafen, und wo sie sich aufhalten, wenn sie krank sind.

Das eben ist es, was die Tugend und die einfache genußreiche Glückseligkeit zerstört, welche der Mensch in den Armen seiner Familie genießen könnte. Auch muß ich die Mittel, den Menschen für diese Glückseligkeit Geschmack zu geben, dem Gesetzgeber überlassen: ich rede nur von Menschen, die wissen, was sie wollen, und denen es im Ernst darum zu thun ist, glücklich zu werden; nur diesen gebe ich das Mittel, so glücklich zu werden: und das ist Häuslichkeit!

Und für diese Glückseligkeit sollte jeder Vater, jede Mutter ihren Sohn und ihre Tochter bilden, und wenn auch nicht gerade für diesen Zweck (denn wenig Menschen sind sich überall der Zwecke bewußt), so zieht dennoch die Natur gerade auf diesen Zweck hin.

Denn eben so sehr der Mann seiner Gat-

tin Tugend wünschen muß, eben so sehr müssen Eltern sie ihren Kindern wünschen. Ganz einfach ergiebt sich, daß alle Eltern in ihren Kindern treue dankbare Freunde finden wollen, Mitarbeiter an ihrer Glückseligkeit, Wesen, deren Interesse unwandelbar an das ihrige geknüpft ist, die sich beeifern, ihnen zu gefallen, die Wohlthaten zu verdienen, welche ihnen die Natur durch die Hand der Eltern, eine neue Wohlthat, austheilen läßt.

Fragen Sie jeden Vater, jede Mutter: das sind die Hoffnungen, welche sie sich von ihren Kindern machen; aber diese Hoffnungen sind nichts als täuschende und eitle Träume, wenn Vater und Mutter nicht in die jungen Seelen der Kinder den Saamen zu den Tugenden ausstreuen, deren Früchte sie einst zu erndten hoffen. Boshafte, lasterhafte Väter können nur Kinder bilden, die ihnen ähnlich sind; sie werden nichts in ihnen finden, als Menschen, die ihnen ihre Macht, ihr Ansehen beneiden, die ihnen schmeicheln, so lange sie es nöthig haben; die ihr Leben verbittern, sobald sie dürfen, und die das schwere Gewicht der Schwä-

chen und des Kummers ihres Alters nur mehr erschweren werden.

Will man klagen, daß es so wenig gelehrige, folgsame und gute Kinder giebt; so klage man zuerst darüber, daß es so wenig tugendhafte und vernünftige Eltern giebt. Wollen die Eltern in ihren Kindern einst treue Freunde, Tröster und Stützen ihres Alters finden, so müssen sie ihnen Tugenden zeigen, die ihre Achtung und Liebe erregen können; sie müssen sie ihren Herzen nähern; nur mit liebevoller Gerechtigkeit strafen, Güte gegen ihre Schwachheiten haben, und ihnen das Joch des elterlichen Ansehns durch Güte und Liebe erleichtern, und durch Vernunft liebenswürdig machen.

Man sagt im Sprichwort: die Liebe geht vorwärts, aber nie rückwärts; man klagt die Vorsehung an, daß sie den Herzen der Kinder nicht die natürliche Liebe gegen die Eltern gegeben hat, welche die Eltern gegen die Kinder fühlen: und ich finde darin den größten und treffendsten Beweis der Güte der Gottheit gegen uns.

Ein Instinkt bindet mit unauflöslichen

Banden die Eltern an die Kinder; sie suchen die Liebe der Kinder als ihr höchstes Gut: allein in den Herzen der Kinder ist kein Ton, der auf diese Stimme der mütterlichen Liebe antwortet, und die Eltern sehen sich gezwungen, diese Liebe in den Herzen ihrer Kinder anzupflanzen, ihrer beständig zu pflegen, sorgsam auf sie zu achten, damit sie nicht verdorre und ausgehe. Die Liebe der Eltern gegen die Kinder ist eine Eiche, die mitten zwischen Felsen wächst, die den Winterstürmen durch ihre Natur trotzt, welche keine Jahreszeit zum Vertrocknen bringt, die mit ihren langen und starken Wurzeln jeden Angriff unnütz macht; die Liebe der Kinder hingegen, eine weichliche Pflanze, die beständig der sorgsamsten Pflege bedarf, die ein rauher Morgenhauch tödtet, die nur mit Mühe zur Blüthe und Reife aufgezogen werden kann. Sehen Sie da das einfache Geheimniß, womit die Natur die Menschen an die Tugend geknüpft hat. Die Tugend der Eltern allein kann die Kinder zu tugendhaften Menschen bilden; welch ein mächtiger Reitz für die Eltern, tugendhaft zu seyn!

Und so erzogen durch Liebe und Tugend in den Armen des gütigen Vaters, am Busen einer zärtlichen Mutter, wird der Sohn erst das Kind seiner Eltern; er betrachtet nun erst mit gerührten Blicken die Urheber seines Lebens; Alles erinnert ihn an das, was er dem schuldig ist, der die Stütze seiner Kindheit, der Führer seiner Jugend war; der ihn zu einem ehrwürdigen Mitgliede der bürgerlichen Gesellschaft gebildet; der ihm die Mittel gegeben hat, sich der Armuth, der Langenweile und den Lastern zu entziehen, unter deren Streichen er so viele Opfer fallen sieht. Voll von diesen Gedanken wird er sein Glück darin finden, das Alter seiner Eltern zu trösten, die er als die Ursachen seines Glücks betrachten muß; er wird ihnen die Liebe, die Sorgfalt zurückgeben, die er als ein hülfloses Kind von ihnen empfangen hat. Was für heilige Rechte wird nicht über das Herz eines tugendhaften Sohnes die ehrwürdige Mutter behalten, die in ihrer Jugend alle Freuden aufopferte, und allein ihr Vergnügen in der Sorge für das geliebte Kind und in seinen unschuldigen Spie-

len fand! Wo ist der unmenschliche Sohn, der mit trocknem Auge die Thränen einer Mutter sehen kann, oder die Schwachheiten seines Vaters als Greis, von deren Lippen er die Lehren zuerst hörte, die ihn gut und weise machten.

Nun werfen Sie einen Blick auf das, was der Luxus, die Schwelgerei, der ungezähmte Hang zu den Vergnügungen aus den Gliedern der Familien macht; die nothwendigen und heiligen Bande des Glücks und der Natur, welche Eltern und Kinder vereinigen sollen, sind zerrissen. Kalt leben sie neben einander, wie Fremde, wie Feinde. Es ist eine Gesellschaft von Menschen, deren jeder seine eigene Absichten hat, die des Andern Interesse schaden; die gezwungen sind, die lästigen Folgen ihrer gegenseitigen Leidenschaften, ihrer Fehler, ihrer Narrheiten zu ertragen, und also selten so viel Liebe gegen einander haben, als gegen Fremde, deren Fehler versteckter sind, und welche sie nicht büßen dürfen.

Je größer das moralische Verderben, je herrschender der Luxus, je fressender die Schwel-

gerei eines Volkes ist, desto inniger sollten die Bande der Familien werden. Eine einige Familie ist der schönste Anblick, den die Menschheit geben kann: die Bürden des Lebens ruhen auf mehrern Schultern, und sind leichter; das Unglück ist nicht ohne alle Hülfe; der Reiche unterstützt den Armen, der Kluge theilt dem Andern seine Weisheit mit; Alle bilden einen undurchdringlichen Wall gegen den Sturm des Unglücks. Die Großen, die Reichen, die Mächtigen fühlen diese Vortheile der Familieneinigkeit selten; nur der Mittelstand ist gewöhnlich in dem Falle zu fühlen, wie sehr nöthig Einer dem Andern ist; eine glückliche Gewohnheit zeigt ihm in seinen Verwandten Freunde, welche ihm die Natur gegeben hat, und deren er sich nicht berauben darf, ohne sich selbst zu schaden.

Die gewöhnliche Folge des Luxus, des großen Reichthums, und der hohen Ehrenstellen ist diese: sie umgeben das Herz mit einer Marmorkruste, durch welche das Mitleid nicht dringen kann. Der eitle Stolze hat gar kein Herz; der größte Reichthum reicht kaum hin,

um den Prunk anzuschaffen, den die Eitelkeit zum Bedürfniß macht. Der Stolz der Reichen erröthet bei dem Anblick eines armen Verwandten; er muß ein Haus machen, und seine Pferde fressen den Ueberfluß, den er seinem armen Blutsfreunde verweigert; er opfert ihn ohne Mitleiden dem fremden Schmeichler, der seinen Reichthum verschwenden hilft, oder einer glänzenden Equipage, mit der er an den Hof fährt, oder einem reichen Kleide, das seine Frau trägt.

So ungerecht wie man über die Weiber und Kinder klagt, eben so ungerecht klagt man über die Seltenheit der Freunde. Aber, was will man denn? — Freunde? wahrhaftig nicht! Man drückt einen Mann an sein Herz, der eine Partie de Plaisir angeordnet, oder der zu einer Ausschweifung gelächelt hat. Die Großen, die Reichen wollen glänzen; sie lieben nichts, als ihre thörigte Eitelkeit; sie fodern nur gefällige Menschen, niedrige Seelen, Schmeichler und Bewunderer ihrer Thorheiten. Der Unredliche hat keinen Freund; nur Betrüger nehmen Interesse an seinem Schicksal,

um seine Thorheiten zu nützen; Menschen, welche keiner Liebe fähig sind, welche das Verdienst und die Redlichkeit nicht schätzen, können nur von einem Haufen Niederträchtiger umgeben seyn, welche sie verachten.

Das Glück der wahren Freundschaft stützt sich, wie das häusliche Glück, auf Tugend. In der Welt will man nur angenehme Schwätzer, amüsante Menschen, nichts mehr; aber kann der Schmeichler, der Freund unsers Tisches, der armselige Speichellecker, der Gefährte unserer Thorheiten, der witzige Kopf, der feine Mann, kann er fähig seyn, uns im Unglück zu trösten, in Verlegenheiten uns zu rathen, und im Elende unsere Stütze zu werden? — Das sind gewöhnlich die Menschen, die man Freunde nennt; Menschen, die man alle acht Tage nur einmal sieht, die unsere Partie beim Spiel mitmachen, die vorfahren und eine Karte abgeben, wenn uns ein Kind stirbt, am neuen Jahre wieder eine Karte abgeben, und die nicht eine Eigenschaft haben, welche sie schätzbar machte.

Wer wird sich wundern, wenn diese Men-

schen davon fliehen, sobald ein wirkliches Unglück uns trifft. Euer Rang, eure Tafel, eure Assembleen, euer Reichthum haben sie zu euch gezogen, und entkleidet euch das Schicksal von diesen Armseligkeiten, so fletscht ein solcher Mensch die Zähne, und statt euch seine helfende Hand zu reichen, stürzt er euch noch tiefer in den Abgrund, in den ihr versinkt! Der Freund der ganzen Welt ist keines Menschen Freund. Der Mensch, der sich es überredet, unter dieser Klasse von Menschen Freunde zu haben, findet sich endlich betrogen; er war von Feinden, von Eifersüchtigen, von Neidischen, von hämischen Tadlern umringt, statt von Freunden.

Nein, der wahre Freund, den uns die Geselligkeit aufsuchen, unsere Menschenschwäche lieben heißt, und den die Tugend uns endlich ehrwürdig macht, ist der unschätzbare Diamant, für den Tugendhaften allein bestimmt, der ihn allein zu schätzen weiß. Er schmeichelt nicht; er amüsirt nicht; er giebt ihm ernsten Rath, stärkt ihn bei den Lastern des Lebens, tröstet ihn beim Unglück, und stellt seine Brust den Schlägen des Schicksals entgegen, die den

Freund treffen sollten, und die Kinder, die Witwe des verstorbenen Freundes sind dem Freunde ein Depot, das ihm das Andenken an den Verstorbenen heilig macht.

Die sanfte wohlthätige Wärme der Freundschaft ist nicht für das steinerne kalte Herz des eiteln Stolzes, nicht für das Herz, das die Ausschweifungen verweichlicht haben; nicht für den Flattersinn des Menschen, der sich unmuthig vor die Stirn schlägt, weil heute nirgend Gesellschaft ist; nicht für den Geck, der, voll von sich selbst, kein Herz für etwas Anderes hat; nicht für die Kinder eines Hauses, welche sich nur vereinigen, wenn sie die Eltern betrügen wollen, und die ein Kleid oder eine Haube, die das eine bekommen hat, unversöhnlich trennt. Nein, sie ist für den Mann, der glücklich seyn will, und an der Hand der Tugend das Glück aufsucht, das ihm die Natur und die Tugend bieten.

Sehen Sie, so genießt der Redliche, der gezwungen ist, sich mit sich selbst zu begnügen, eine Menge Vortheile, von reinen Freuden,

von wirklichen Gütern, deren die unbesonnenen, oder die bösen Menschen gänzlich beraubt sind.

Er genießt das hohe, allgewünschte Glück, geliebt zu seyn, von einem Weibe, die nichts will, als ihm gefallen; von Kindern, die seine heißesten Wünsche erfüllen; von seinen Verwandten, welche ihn achten; von einem treuen und schätzbaren Freunde, in dessen Brust er seine Geheimnisse gießt, so wie er die seinigen empfängt. Alles wird hier unter der Hand der Tugend Genuß für den Weisen; und nur der Thor betrachtet sein Haus als eine Wüste, wohin er verbannt ist, und wo ihn Elend jeder Art quält.

Sehen Sie, wir dürften also nichts weiter, als wieder häuslich werden, um den Menschen moralisch zu bessern; denn die Häuslichkeit zwingt schlechterdings zu Tugenden gewisser Art; und ich glaube, der Moralist hat keine größere Pflicht auf sich, als die Häuslichkeit zu empfehlen, und sich dem beständigen Wirbel der ewigen Gesellschaften zu widersetzen.

Denken Sie nur; um acht Uhr hebt sich das Mädchen aus den Bette endlich empor; zwei Stunden nimmt die Toilette weg; ein Morgenbesuch; man schwatzt, man redet auf Morgen, auf Uebermorgen Gesellschaften ab; eine Angloise, ein Karako ist der Gegenstand, der das Mädchen bis zu Tisch beschäftigt; am Tische medisirt man; nach Tische fährt der Wagen vor; man kömmt in Gesellschaft: entweder das armselige Geschwätz eines Gecken, bestehend aus Zweideutigkeiten oder Possen, oder die Karte beschäftigen das Mädchen ein Paar Stunden; Soupee, Ball, bis Zwölfe oder Eins: und man kommt zu Hause, um zu schlafen.

Welche Tugenden macht ein solches Leben nöthig? Nicht Eine! Allein, welche Laster werden nicht durch ein solches Leben beinahe nöthig gemacht? Eitelkeit, Selbstsucht, Verläumdung, Schwatzhaftigkeit, Verschwendung, Kleinigkeitsgeist, Kälte gegen alles wahre Gute, Gleichgültigkeit gegen das Verdienst, Härte gegen das Unglück, Frechheit in den Sitten, Verstellung, Falschheit und Irreligiosität. Die

Welt kennt keine Tugenden: List ist Weisheit, und Artigkeit hat den Namen Redlichkeit; ein geschmackvoller Anzug ist das geltende Verdienst, und Plauderei die höchste Tugend. Wehe den Sitten, wo die Familien nichts sind als Assembleen!

VII.

Elise Draper.

„Ein hübsches Gesichtchen und ein wenig Koketterie,“ sagte die Pompadour, „das ist Alles, was das Weib bedarf, um jeden Mann um den Verstand zu bringen!“ und in dieser Rücksicht mag Madame Pompadour nicht Unrecht gehabt haben. Geistesbildung! — „Pah!“ sagte Madame Pompadour, „der Weiber Geist ist Schönheit, und ihr Witz ist Bizarrerie, und jeder Mann betet an!“

Madame Pompadour wußte sehr wohl, was dem Weibe Werth gab, und wenn man nur ein wenig die gewöhnliche Handlungsweise des schönen Geschlechts in Obacht nimmt, so könnte man leicht auf die Vermuthung kommen, daß ein Instinkt dem weiblichen Geschlechte diese Regel, zu gefallen, ganz allgemein gäbe.

Schönheit und Kokketterie! Es sind die beiden großen Triebräder, welche unaufhörlich von

dem weiblichen Geschlechte in Bewegung gesetzt werden, und welche ihre Wirkung bei dem männlichen Geschlechte auch sehr selten verfehlen.

Allein das arme Mädchen, dem die Mutter Natur stiefmütterlich die Schönheit versagte, oder dem die bösen Jahre nach und nach jeden Reitz abgestreift haben! — Nichts ist lächerlicher, als eine alte Kokette! Was soll, was kann den Mann fest halten? Schönheit allein? Man sieht sich sogar die Medizeische Venus müde. — Koketterie? — Die Schönheit welkt, und die Koketterie wird albern. — So ganz Recht scheint die schöne und kokette Pompadour dennoch nicht gehabt zu haben.

Hier liegt ein Mann, ein stolzer Mann zu meinen Füßen; er lebt von meinem Lächeln; ein Händedruck versetzt ihn in den Himmel, ein kalter Blick stürzt ihn in die Hölle; er ist mein Sklav, das Spielzeug meiner Laune! Diese Gedanken mögen die Brust eines Mädchens leicht mit der stolzesten Freude füllen; allein wenn sie ihre Blicke nur einen Schritt weiter wirft, was sieht sie dann? Der Rausch des Mannes ist verflogen: er belacht sich und

seinen Taumel, er nennt sich selbst einen Thoren, er schilt seine Leidenschaft für Narrheit! und Hohnlachen erwartet früh oder spät das Mädchen, das ihren Triumph darin fand, den Mann zum Spielwerk ihrer Laune herabzuniedrigen.

Indeß der Trieb zu gefallen ist nun einmal in der weiblichen Natur da, und beständig wirksam; wie soll er befriedigt werden? — Ich kenne kein sichreres Mittel für das weibliche Geschlecht, die Leidenschaft des Mannes, und besonders des gebildeten Mannes, dauernd zu machen, als Geistesbildung. Sie zieht in tausend Punkten an, hält die Liebe immer in gleicher Wärme, beschäftigt beständig das Herz des Mannes auch in der Entfernung, setzt in die Stelle jedes verlorenen Reitzes tausend neue, macht den flatterhaften Mann beständig, und, was doch wol, wenn Sie, meine Damen, ehrlich seyn wollen, ein beträchtlicher Umstand ist, und macht aus mehrern Liebhabern Freunde, wenn hingegen die Schönheit mit einem Liebhaber zufrieden seyn muß, weil sich sonst sogleich Eifersucht ins Spiel mischt.

Das wären Wunderdinge, die erst zu beweisen wären, meinen Sie! Was erhielt der berühmten Ninon de l' Enclos bis ins siebenzigste Jahr Anbeter? doch wahrhaftig wol nicht die Grazien ihres Körpers. Aspasia — Sie werden diese berühmte Frau doch wol aus dem Agathon kennen — Aspasia war eine Matrone, und die schönsten, reichsten und vornehmsten Griechen lagen noch zu ihren Füßen.

Ein Beispiel aus unsern Zeiten ist Elise Draper, die Leidenschaft, welche diese Frau zwei berühmten Männern aus zwei verschiedenen Nationen eingehaucht hatte, dauerte, so lange sie lebte, und so lange ihre Freunde lebten, und der eine, der Abbé Raynal, lebt noch. *) Sie war nichts weniger als schön; sie war nicht anmaßend, nicht kokett, nicht anlockend; sie hatte nichts von dem, wodurch gewöhnlich das Weib den Mann anzieht; sie hatte nichts, als eine gebildete Seele und ein schönes Herz, und sie eroberte die Herzen aller Menschen, die sie kennen lernten. Ihre Freun-

*) Er ist jetzt todt.

de vergaßen sie auch in der weitesten Entfernung nicht; und die Liebe ihrer Freunde gegen sie war so innig, so zärtlich, daß sie sich niemals verläugnete.

Yorick lernte sie in England kennen, wohin sie ihrer Gesundheit wegen von Indien gekommen war, und liebte sie bis zum letzten Hauch seiner Brust; und Raynal — doch sie mögen selber reden.

Raynal sagt: Anjinga, du bist unbedeutend, aber Elise sah in dir das Licht der Welt. Einst werden die Handelsplätze der Europäer auf Asiens Küste nicht mehr seyn; Unkraut wird da wachsen, oder der gerächte Indier wird auf ihren Trümmern wohnen. Sie mögen vergehen, nur der Name Anjinga wird bleiben, so lange meine Schriften dauern. Die mich lesen, die der Wind an diese Küsten treibt, werden sagen: hier wurde Elise Draper geboren! und ist ein Britte unter ihnen, so wird er stolz hinzusetzen: sie war eine Engländerin!

O laßt mich meinem Schmerze und meinen Thränen Luft machen! Elise war meine Freundin! — Leser, wer du auch bist, verzeihe mir

das Gefühl, das sich meinem Herzen aufdringt! laß mich mit Elisen mich beschäftigen! Habe ich dich durch die Erzählung des Unglücks des menschlichen Geschlechts gerührt, so habe auch Mitleiden mit meinem Unglück! Ich war dein Freund, ohne dich zu kennen! sei einen Augenblick der meinige, und dein sanftes Mitleiden soll meine Belohnung seyn!

Elise starb im Lande ihrer Väter (Indien) im drei und dreißigsten Jahre. Die Seele eines Engels trennte sich von dem Körper eines Engels. O ihr, welche den Ort besucht, wo ihre heilige Asche ruht, schreibt auf den Stein, der ihre Asche deckt: In diesem Jahre, in diesem Monate, an diesem Tage, in dieser Stunde nahm Gott seinen Hauch von der Erde zurück; Elise starb.

Du, großer Schriftsteller, Elisens Bewunderer und Freund, Elise war es, welche deine Feder beseelte, welche dir die rührendsten Stellen einhauchte; du glücklicher Sterne, du bist nicht mehr; nur ich, ich bin noch da! Ich habe mit Elisen über dich Thränen vergossen, du würdest sie jetzt mit mir beweinen; und wenn

ihr mich Beide überlebt hättet, o du hättest mich mit ihr beweint.

Die Männer sagten: kein Weib ist so reizend als Elise; die Weiber sagten dasselbe. Einstimmig lobte man ihre reine, treue Seele, ihr gefühlvolles Herz; jeder geitzte nach der Ehre, sie zu kennen; der Neid verschonte Elisen, weil sie allein nicht wußte, wie schön sie war.

Dein schöner Himmel, Anjinga, gab Elisen gewiß diese unbegreiflich schöne Mischung der Liebe und Schaam, die sie und jede Bewegung beseelten. Der Bildner fand in ihr das Modell zur Liebe, und das Modell zur jungfräulichen Schaam. Was sie that, ein immer siegender Reitz umfloß sie. Die Begierde folgte ihr, doch furchtsam und schweigend. Der edelste Mann wagte es nur, sie zu lieben; aber er hätte es nie gewagt, es ihr zu sagen.

Ueberall suche ich nach Elisen! Bei diesem Weibe treffe ich einen ihrer Züge, bei jenem einen ihrer Reitze; ach, wo bist du, Elise, die alle Reitze vereinigte? O Natur, warum erschöpftest du alle deine Gaben, um Elisen zu bilden, und zeigtest sie uns, um sie ei-

nen Augenblick zu bewundern, und ewig ihren Verlust zu beklagen.

Jeder, der Elisen sah, bejammerte ihren Verlust, und ich — ich werde sie beweinen, so lange meine Brust klopft — und nur beweinen? Ich hatte ihre Liebe! o wer kann es begreifen? sie ist dahin, und ich lebe noch!

Elise wollte ihr Vaterland, ihre Verwandten, ihre Freunde verlassen, mit mir wollte sie leben! welch ein Leben voll Wonne ahnete ich! Ich rief tausendmal, und schlug meine Hände voll Freude zusammen: Elise ist jung, und ich ein Greis; sie wird mir die Augen zudrücken. Eitle Hoffnung! betrügerische Rechnung aller Wahrscheinlichkeit! Der Greis lebt noch, und mit ihr starb mir meine Welt; mein Urtheil ist auf ewig gesprochen: ich lebe und sterbe allein!

Elise hatte einen gebildeten Geist; aber man fühlte nie die Kunst. Ihre Bildung hatte nur ihre Natürlichkeit verschönert, und ihre Liebenswürdigkeit ewig gemacht. Mit jedem Augenblicke gefiel sie mehr. Den Eindruck machte sie in Indien, den machte sie in Europa.

Sie war also **sehr** schön, fragst du? — Nein, sie war nur hübsch; aber sie verdunkelte jede Schönheit, denn sie war einzig, sie war Elise!

Elise hat geschrieben; und die größten Männer ihrer Nation würden gern die wenigen Blätter, die von ihr übrig sind, für die ihrigen erkennen.

Wie ich Elisen zum erstenmale sah, so empfand ich ein ganz unbekanntes Gefühl: zu warm für Freundschaft, zu rein für Liebe. Wäre es eine Leidenschaft gewesen: sie würde mich beklagt haben, sie hätte mich heilen wollen, und hätte mich vollends getödtet.

Elise sagte mir oft, daß sie Niemanden so schätze als mich. Jetzt kann ich es glauben; denn in ihren letzten Augenblicken hat sie noch meiner gedacht, und ich schreibe nie eine Zeile, ohne nicht das Andenken vor meinen Augen zu haben, das sie mir gelassen hat. Nein, Elise, oben in deinem Himmel, deinem Vaterlande, höre meinen Schwur: **nie werde ich eine Zeile schreiben, in der man nicht Elisens Freund erkennen soll.**

Sterne (Yorick) kann mit Raynal in Absicht der Innigkeit der Liebe gegen Elisen wetteifern. In seiner empfindsamen Reise springt die Idee: Elise, immer mit einer so innigen Herzlichkeit hervor, und immer bei den Stellen, wo sein Herz am gerührtesten ist, daß man bestimmt sieht, Yoricks Herz ist ganz mit Elisen erfüllt. Dann haben wir von Sterne noch zehn Briefe an Elisen, die der reinste Abdruck seines Herzens, aber auch der seelenvollsten Liebe sind, die er gegen dieses liebenswerthe Weib fühlte.

Ich kann mich nicht enthalten, einige Stellen aus diesen Briefen abzuschreiben.

In einem Briefe erzählt er Elisen, daß er von ihr mit Lord Bathurst geredet habe. Du, Elise, sagt er, warst der Stern, der unser Gespräch leitete und belebte, und sprach ich auch einen Augenblick nicht von dir, so erfülltest du dennoch meine ganze Seele, und erwärmtest jeden Gedanken, der in ihr entstand; denn ich schäme mich nicht zu gestehen, daß ich ohne dich nicht leben kann, du bestes unter den besten Mädchen!

Er bedauert sie wegen ihrer Kränklichkeit. Aber, verlaß dich auf mein Wort, sagt er, daß dein Mann dich mit mehr aufrichtiger herzlicher Freude an sein Herz drücken, und dein armes, blasses, leidendes Gesicht mit mehr Entzücken küssen wird, als er es in der schönsten Blüthe aller deiner Schönheit thun würde; — und das muß er, oder ich bedaure ihn. Er müßte ein wunderbares Herz haben, wenn er den Werth eines solchen Geschöpfes Gottes nicht erkennte, als du bist.

Ueber ihr Portrait schreibt er eine Seite, die jedes Mädchen zehnmal lesen und hundertmal in jedem Tage beherzigen sollte, die über Natur und Affektation das Schönste sagt, was vielleicht je gesagt ist.

Madame James hat dein Portrait erhalten; allein das, was ich habe, ist besser. In jenem sind Sie, Elise geputzt, und mit Seide, Perlen und Hermelin geschmückt — in meinem schmucklos, wie eine Vestale, und da erscheinen Sie ganz, wie das gute Mädchen, wozu Sie die Natur machte. — — Als

ich Sie zuerst kennen lernte, betrachtete ich Sie blos als einen Gegenstand des Mitleidens und als ein übrigens unbedeutendes Frauenzimmer. Die Art, wie Sie gekleidet waren, und Sie waren sehr nach der Mode gekleidet, entstellte Sie. Jetzt aber könnten Sie mir nie wieder als ein unbedeutendes Mädchen erscheinen, außer wenn man sie überredete, nach der Bewunderung eines schönen Mädchens zu trachten. — Schön, Elise, sind Sie nicht, und Ihr Gesicht wird kaum dem Zehnten gefallen, der sie sieht. — Aber Ihr Gesicht ist mehr als schön; denn ich habe ein so verstandvolles, beseeltes und gutherziges Gesicht nie gesehn; auch wird sicher kein gescheuter Mann, der fühlen kann, drei Stunden in Ihrer Gesellschaft seyn, und nicht durch Ihr Gesicht Ihr Bewunderer oder Freund werden: das heißt, wenn Sie keinen Charakter annehmen, der Ihnen fremd ist, sondern das kunstlose Wesen bleiben, wozu die Natur Sie bestimmte.

„Armuth, Noth, Kummer und Schande seyen mein Loos, wenn ich dir je Anlaß gebe, deine Bekanntschaft mit mir zu bereuen!“

Wer hat Sie die Kunst gelehrt, Elise, so angenehm zu schreiben? Der Inhalt Ihrer Briefe, ihre natürliche Leichtigkeit, ihr Leben kann, dünkt mich, von Niemandem auf der Welt erreicht werden. —

Wo, meine Leserinnen, würden wir in einem Romane eine Liebe auffinden, die inniger, seelenvoller, reiner und dauernder gewesen wäre, als die Liebe der Freunde Elisens zu Elisen? und wodurch entzündete Elise diese starke Liebe? — Schön war sie nicht, versichert Yorick und Raynal, und die Liebe ist auch zu rein, als daß sie von der Schönheit entflammt seyn könnte. Nur allein die Bildung, die wahre innere Bildung von Elisens Geiste zog diese Männer in die festen Bande dieses Weibes, und zog diese Bande desto enger, je länger sie Elisen kannten.

Und so könnten wir wol aufs neue den Satz fest stellen: daß wahre Ausbildung des Geistes nicht allein natürliche Pflicht des weiblichen Geschlechts sei, sondern daß auch diese Bildung bei den edelsten Männern die innigste und dauerhafteste Liebe gegen das Weib errege.

VIII.

Der gute Sohn.

Hellmuth war der Sohn eines Schneiders; allein sein Herz, seine Unschuld hoben ihn weit über seinen Stand empor. Sein Vater wurde auf ewig zum Schiffziehen verdammt, wie der kleine Joseph zwei Jahre alt war. Nie hatte seine Mutter nachher mit ihm von seinem Vater geredet. Wenn Joseph sie fragte: wo ist mein Vater? so weinte seine Mutter, und antwortete mit einem tiefen Seufzer: dein Vater? — ach, lieber Gott, er ist todt! — Denn du siehst ja wohl, daß ich weine! und dann drückte sie den Kleinen an ihre Brust.

Ich sehe wohl, sagte Joseph vor sich selbst, und schüttelte den Kopf, ich sehe wohl, daß meine Mutter mir die Wahrheit nicht sagt. Mein Vater lebt noch; und das meint Marie auch.

Er war zwei und zwanzig Jahre alt geworden. In dem Alter ist man kein Kind mehr: das sah Hellmuth wohl; auch fühlte er, daß er ein Herz hatte; ach! daran erinnerte ihn Nachbars Marie nur zu oft.

Er hatte mit Marien als Kind gespielt; Marie war ein hübsches Mädchen von achtzehn Jahren geworden, und Marie war noch immer gegen Joseph so freundlich, als vorhin, ob sie gleich ganz kalt gegen die andern jungen Leute geworden war.

Einen Abend, der Himmel mag wissen, wie es kam, saß Joseph bei Marien; Marie strickte, und Joseph sah ihr stumm auf die Finger, wie sie eine Nadel nach der andern auszog und seufzte. Marie fragte: warum seufzest du? und seufzte ebenfalls. Er sah Marien an, sie sah ihn an, und dann wieder auf die Nadel; sie konnte vor Thränen die Maschen nicht sehen; sie wischte sich mit dem Strumpfe die Augen.

Sie seufzten, und sprachen, und endlich gab Joseph Marien einen Kuß auf die rothen Lippen, und Marie fragte ihn leise: bist du

nun glücklich? Joseph war es nur halb: sein Vater fehlte ihm.

Marie wußte es, daß sein Vater auf ewig gefangen saß, aber wo, das wußte sie auch nicht, und sie wollte ihm nicht einmal sagen, was sie wußte. Nein, Mutter; ich kann es ihm nicht sagen: ich glaube er wird mir böse, wenn er erfährt, daß ich es weiß.

Höre, Joseph, sagte Marie einmal, und bückte sich auf die Rolle ihres Spinnrades, höre, ich glaube dein Vater ist nicht todt.

Das glaube ich auch nicht.

Ja, aber — wenn soll denn unsere Hochzeit seyn? dein Vater muß ja dabei seyn.

Ach, wenn das wäre, wie wollt ich mich freuen?

Aber, so such ihn doch, Joseph. Geh auf die Wanderschaft!

Da müßt ich von dir!

Nun, was thut das, auf ein paar Monate? Höre, such ihn! Ich will kein ehrliches Mädchen seyn, ich warte auf dich, bis du wiederkommst.

Gut, Miekchen! aber noch Eins: geh mit

mir nach Maria-Gnade. Ich will da eine Messe für uns lesen lassen, und dann sollst du mir noch einmal versprechen, daß du auf mich warten willst.

Morgen, liebster Joseph; und dann sollst du reisen.

Wie gesagt, so gethan. Wie sie von Maria-Gnade zurück waren, so machte Joseph alle Anstalten zu seiner Reise.

Marie, aber sag, denn ich weiß es nicht, sag, wo soll ich meinen Vater suchen? Wo ist er? Ich kann die halbe Welt von Linz bis Preßburg durchlaufen, ehe ich ihn finde. Sag du mir, welchen Weg soll ich nehmen?

Ja, das weiß ich doch wirklich nicht.

Besinne dich, liebe Marie!

Nein, das ist nichts, Joseph. Laß uns loosen, da giebts der liebe Gott, wohin du sollst.

Ja, da hast du Recht. So laß uns ein Ave beten!

Marie schnitt Papiere: das längste heißt Wien, das folgende Tyrol, das folgende Steiermark, das kleinste Ungarn, und so die

übrigen Oesterreichischen Provinzen. Marie zitterte, wie sie die Papiere schnitt, und Joseph zitterte, wie er sie zusammen wickelte. Sie waren endlich aufgerollt, und in Josephs Hut gelegt. Keiner wollte ziehen.

Ich bin nicht glücklich! sagte Marie; ich fürchte mich zu sehr! sagte Joseph.

Höre, Joseph, laß uns ein Kind rufen, du weißt in Kindermund ist Wahrheit.

O herrlich, liebe Marie!

Sie haben Beide den Hut angefaßt und gehen ans Fenster. Es kommt kein Kind. Sie warten eine ganze Stunde, es kommt kein Kind. Endlich kommt ein Armer, bedeckt mit Lumpen, und hält ihnen seinen Hut ans Fenster.

Der Arme soll ziehen. Der Bettler mußte herein kommen. Sie tragen ihm ihr Anliegen vor; Marie hält ihm den Hut hin, Joseph sieht starr auf die Hand des Armen. Er zieht, und Joseph springt hoch auf. Marie wickelt das Papier auseinander. Wien und Oesterreich! ruft sie.

Gott sei gelobt! in Wien ist mein Vater!

Er will sogleich fort, sein Bündel ist nicht schwer. Er holt es, und sagt seiner Mutter Lebewohl. Er kommt zu Marien, das Bündel mit zwei Riemen auf dem Rücken, einen Stock in der Hand.

Sieh, Marie! Vierzig Thaler hab ich!

Marie zählt sie zweimal. Hör, Joseph, wenn das nur genug ist. Warte! Sie nimmt ihr goldenes Kreuz und ihren silbernen Becher, ein Geschenk ihrer Pathe, und verkauft Beides bei dem Goldschmidt gegenüber.

Sieh, hier, Joseph, hier sind noch funfzehn Thaler; man kann doch nicht wissen, was einem zustößt. Nun reise mit Gott, und komm bald wieder.

Das sagte sie, drückte ihm die Hand, und hielt ihm ihre rothe und nasse Wange hin. Joseph küßt sie, seufzt, schluchzt, geht, und hundertmal sieht er sich noch um, um Marien zu sehen, die vor der Thüre steht und ihm nachsieht.

Der arme Joseph ist nun schon drei Tage gereist. Nichts hält ihn auf, nicht die Stadt Linz, nicht der schöne Anblick der Donau mit

ihren Schiffen. Er geht weiter. Endlich entdeckt er mit pochendem Herzen die Thürme von Wien. Hier ist mein Vater! rief er, hier ist er! Marie hat es gesagt. Dreimal hat er schon die Stadt durchlaufen, jeden alten Mann betrachtet, ach! und seinen Vater nicht gefunden; in allen Kirchen hat er schon die Gnadenbilder besucht, die Reliquien geküßt, und seinen Vater dennoch nicht gefunden.

Nein, hier ist er nicht! sagte er, und trocknete sich mit einem kleinen Schnupftuche, worin Mariens Name stand, die Augen, und sah gleichgültig die Schiffe vor sich nach Ungarn vorübersegeln. Er setzte sich und sah zu seinen Füßen die dunkle Donau dahin wallen.

Neben ihm hatte ein Kahn seine Fracht geladen. Die Reisenden stiegen ein. He da! junger Mensch! rief eine Stimme Josephen zu, will er mit nach Ungarn? Joseph sah auf, und sah Niemanden. Eben stieß der Kahn ab, und den Sprecher verbarg das Gebüsch. Ich will mit! rief Joseph laut. Er holte seinen Mantelsack, bezahlte die Fracht, stieg ein, und segelte die Donau hinunter, und nach vier

und zwanzig Stunden landete er in Birzak, einem Dorfe, wo die Fahrt auf der Donau anfängt beschwerlicher zu werden.

Am andern Morgen wurden hinter Birzak die Gefangenen zum Schiffziehen angespannt. Joseph sieht die Unglücklichen, und kann kein Auge von ihnen verwenden. Er frägt die Umstehenden nach dem Schicksale dieser Elenden, und hält seine Blicke fest auf die Verbrecher gerichtet. Er richtet sich mit Gewalt in die Höhe, weil er glaubt, so die Last leichter zu machen.

Der Aufseher peitscht einen von den Gefangenen, der zu träg ist, und Joseph schreit laut auf dem Kahn: setzt mich ans Land, daß der Kahn leichter wird! Er beschwört den Steuermann mit einer so ängstlichen Hitze darum, daß er ihm seine Bitte nicht verweigern kann.

Joseph steht am Ufer; er läuft zu den Gefangenen, er geht neben ihnen her, und Thränen rollen über seine Wangen. Zitternd betrachtet er den harten Aufseher und seine Peitsche, und eben, wie er wieder zuhauen will,

springt Joseph auf ihn zu, und schreit laut und ängstlich: guten Morgen! Der Aufseher sieht sich auf dieses Geschrei um, und läßt die Peitsche sinken. Joseph zieht sein Beutelchen hervor, und giebt dem Aufseher ein Zehnkreuzerstück, und sieht ihn mit nassen Augen an.

Der Aufseher frägt, und Joseph antwortet zitternd und demüthig, und bietet ihm Geld, wenn er nicht schlagen will. — Der Aufseher grinzt und nimmt das Geld von Joseph. Joseph geht näher zu den Gefangenen. Er betrachtet sie, einen nach dem andern. Ein Alter, mit weißem Haar, bleich, mit einem kummervollen Gesicht fesselt seine Blicke.

Gott helf euch, Alter! sagt Joseph; der Alte schlägt seinen Blick in die Wolken. Hier, Vater! sagt Joseph, und bietet ihm Geld. Der Alte streckt die Hand aus, es anzunehmen. Wie lange seid ihr schon Gefangener?

Seit zwanzig Jahren!

Joseph zitterte. Woher seid ihr?

Aus Brensach.

Jesus Maria! Heißt ihr — die Zunge stockte.

Hellmuth heiß ich.

Dahin sank Joseph mit einem lauten Geschrei. Mein Vater! schrie er, mein Vater!

Was giebts da vorn? schrie der Aufseher. Die Gefangenen hielten, und setzten sich auf den Sand. Der Aufseher sprang herzu, und fand Joseph in den Armen seines Vaters. Joseph küßte ihm die Hände, die Fesseln; Thränen rollten aus seinen Augen, und tiefe Seufzer brachen aus seinen Lippen. Dann schrie er wieder: mein Vater! mein Vater! Marie! gefunden!

Der Aufseher fragte, und erfuhr endlich nach vielen Umschweifen, daß der Alte des Jünglings Vater sei. Die Reisenden hörten es. Man stieg aus, man umringte Vater und Sohn. Man schrie, man fragte unter einander; Joseph hörte nichts, und lag zu seines Vaters Füßen; er schrie, und weinte, und umarmte ihn, und küßte seine grauen Haare.

Vater, rief er endlich, ihr müßt mit mir!

Der Alte seufzte, zückte die Achseln, und sah seinen Aufseher an.

Ei was! rief dieser, fort! zu Schiffe! auf! zieht! oder —

Joseph warf sich dem Aufseher zu Füßen, bot ihm alles Geld, seinen Mantelsack, seine Kleidung für die Freiheit seines Vaters.

Der Aufseher grinzte, und versicherte Joseph, daß es unmöglich sei.

An wen muß ich mich wenden? rief er schmerzlich, und drehete sich händeringend im Kreise der gerührten Zuschauer herum.

An das Gubernium in Preßburg! sagte der Aufseher, und nun fort! fort! er hob die Peitsche.

Joseph riß seinen Vater das Ziehseil von den Schultern und hing es sich über. Geh du beiher, Vater!

Nein, das geht nicht! das geht nicht! fort! ohne Umstände! laßt den Gefangenen ziehen! Er wollte auf den Alten lospeitschen, der stumm auf dem Boden saß, und mit langsam fallenden Thränen seinen Sohn betrachtete. Die Reisenden schrieen, er sollte nicht schlagen! Ein junger Mann, Regosky, flog in Josephs Arme, und vergoß Thränen an seinen Wangen.

Edler Mensch! rief er einmal über das andere. Die Reisenden halfen das Schiff ziehen, Niemand wagte es wieder einzusteigen, um die Last der Unglücklichen nicht zu vermehren. Der Aufseher schüttelte den Kopf, wenn er die Ziehenden betrachtete, und glaubte bezaubert zu seyn, an den Seilen freiwillig Menschen zu sehen, und die Gefangenen murmelten untereinander. Es war alles, wie eine Begebenheit aus der Feenwelt.

So kamen sie vor Preßburg an; langsam ging der Vater neben dem Sohne her, und trocknete ihm den Schweiß von der Stirn. Vor Preßburg that denn der Aufseher den Vorschlag, den Alten wieder einzuspannen, allein Joseph war auf keine Weise dazu zu bewegen. Alle Menschen, die ihnen begegneten, begleiteten sie bis an den Port, und hörten von dem Aufseher unterweges schon die sonderbare Geschichte dieses zärtlichen Sohnes. Hier im Port wurden die Gefangenen losgemacht, und auch Joseph. Er flog aufs neue in seines Vaters Arme; er weinte laut, er nannte ihn vor allen Zuschauern Vater. Diese reine und

unverdorbene Seele kann seinen Vater auch in Fesseln nicht verleugnen. Er begreift nichts von der Art der Verachtung, mit der man ihn behandelt; er begriff nicht, daß die Schande des Vaters auf den Sohn zurückfallen könnte. Dahin geht er mit seinem Vater, und trägt ihm die schwere Kette, drückt sie zärtlich an seine Brust, und benetzt sie mit seinen Thränen. Und dieses erhabene Beispiel flößt den herzlosen Zuschauern nichts als eine kalte Bewunderung ein, halb mit Verachtung gemischt.

Alle bleiben bei ihm stehen, betrachten dieses neue Schauspiel, fragen: wer ist der junge Mensch, der des Gefangenen Ketten trägt und so weint? Der Aufseher erzählt; man sieht dem Jünglinge nach, schüttelt den Kopf, und geht seinen Geschäften nach.

Sie kommen endlich in der Gefangenen Hütte an, wo sein Vater schon Jahre lang sein Elend beseufzt hat, und Joseph sitzt mitten unter den Gefangenen bei seinem Vater auf dem harten Steine, und tröstet ihn, und einen Augenblick wenigstens haben alle die Elenden ihr eigenes Elend vergessen, und wei-

nen dem guten Sohne eine süße Thräne des Mitleids.

Wende dich nicht ans Gubernium, sagt der eine Gefangene zu Joseph: sie kennen dort kein Mitleiden. Geh zu dem Erzherzog. Der ist hier; wenn etwas helfen kann, so hilft das!

Joseph sprang auf. Zum Erzherzog? sprach er; ja, Gottlob! das hat dir Gott eingegeben. Er umarmte seinen Vater mit Thränen der Freude, und verspricht ihn bald von seinen Fesseln zu befreien.

Joseph frägt nach des Erzherzogs Pallaste; man zeigt ihn dahin, und folgt ihm dahin. Man ist wenigstens neugierig, wenn man nicht wohlthätig seyn kann. Joseph erkennt in der Ferne Regosky. Er bittet ihn um seinen Schutz, um seine Vorsprache bei dem Erzherzog, und Regosky begleitet ihn zum Pallaste.

Joseph trat in den Pallast hinein, und wartete auf den Erzherzog, der bald erscheinen müsse, um die Messe zu hören. O, er ist fromm, ruft er, er wird mir helfen!

Indem trat der Erzherzog hervor, und sah Joseph auf sich zukommen, und vor dem Pal-

laſte die Menge der Menſchen. Ach, gnädigſter Fürſt, hob Joſeph mit Thränen und Zittern an, helfen Sie mir; ich bin ſehr unglücklich! Der Erzherzog ſteht bei ihm und hört ihn an. Joſeph erzählt ihm ſeine Begebenheit. Ach, ſchließt er ſeine Erzählung, die Menſchen ſind ſo unbarmherzig! man wollte mir erſt nicht einmal erlauben, für meinen armen Vater das Schiff zu ziehen.

Und du haſt es gezogen? fragt der Erzherzog.

Ja, Gottlob, von Virzack an. Ich habe meinem Vater zum erſtenmale meine Liebe zeigen können!

Regosky tritt herzu, und erzählt dem gerührten Fürſten die zärtliche Erkennung des Sohns und des Vaters, und der Erzherzog betrachtet Joſephen mit gerührten gütigen Blicken.

Höre, du guter Menſch, ganz frei machen darf ich deinen Vater nicht ſogleich; allein ſeine Freiheit wenigſtens verſprechen, das will ich. Ich werde nach Wien ſchreiben, und dein Vater ſoll fürs erſte von aller Arbeit befreit ſeyn. Er gab ſeine Befehle, und Joſeph taumelte

vor Freuden; er sank vor dem gütigen Fürsten nieder, und dankte ihm mit Schluchzen.

Jetzt flog Joseph mit einem Offizier zu dem Aufseher der Gefangenen, und brachte die Befehle des Fürsten. Joseph stürzte beinahe sinnlos in die Arme seines Vaters, der nur seine Hände zum Himmel streckte, und Gott für diesen Sohn dankte.

Den andern Tag war der Freiheitsbefehl von Wien zurück, und Joseph zitterte vor Freude, wie seinem Vater die Fesseln abgenommen wurden. Der Erzherzog schenkte dem edeln Sohne eine Summe Geldes, und Preßburg bewunderte jetzt erst die Liebe des zärtlichen Josephs. Beide, Vater und Sohn, waren immer von Menschen umringt, welche sie segneten. Sobald es seyn konnte, eilte er mit seinem alten Vater nach Wien, und von da nach Brensach zurück.

Hier lief er voraus, sprang zu Marien ins Zimmer, und rief: mein Vater ist da! Dann lief er zu seiner Mutter, rief ihr eben das zu, und nun eilte er seinem alten Vater wieder entgegen. Marie und Josephs Mutter eilten

ihm nach; sie lagen dem Alten und dem Jünglinge in den Armen, und Joseph fragte Marien auf dem Rückwege: wann soll nun unsere Hochzeit seyn? mein Vater ist nun da! und Marie schlang ihre Arme um seine Schulter und sagte: wann du willst!

IX.

Die gute Tochter.

Marie an Louisen.

Lenzen.

Hier sitz ich, Geliebte, unter den hervorbrechenden Knospen junger Birken auf einer schönen Höhe; vor mir hin gebreitet liegt der duftende Teppich des sanftern Abhangs ins schöne Thal hinab, vom blauen Flusse begränzt, der sich durch eine Felsenreihe drängt, und dann hinter Gebüsch, aus dem das Dorf freundlich hervorschaut, verschwindet. Sanft erhebt sich die Gegend jenseits des Flusses wieder. Hügel, mit dunkelm Wald gekrönt, begränzen sie in der Ferne, und lassen nur schmale Oeffnungen, wodurch man in unbegränzter Ferne die blauen Gebirge erblickt.

Und zu meinen Füßen das Leben im Grase, um mich das Gesumse in der Luft, über mir schlagende Finken und das Heer der ge-

schäftigen Vögel, welche Federn, Wolle und Stroh tragen, um ihr Häuschen zu bauen.

Ich suchte nach der Schwalbe, dem Herold des Frühlings. Man lachte mich aus. Ich glaubte die Nachtigall schon zu hören; man lachte wieder. Es war ein bescheidenes Weißkehlchen, welches die Städterin täuschte.

O wie viel habe ich entbehrt! O wie hattest du recht, wenn du sagtest: sieh sie nur erst, die Natur!

Und selbst die Landleute. Gut, sie mögen eben so roh seyn als das gemeine Volk in den Städten, obgleich mir das schwer wird zu glauben; aber sie sind nicht so dürftig. Ja, Louise, ich lege mich hier mit heitrerer Brust nieder als in **n, wo gegen uns über aus den Fenstern des Häuschens bleiche Gesichter über ihr Elend mir entgegenseufzten, wenn ich hinaussah; wo Kinder in Lumpen und Schmutz gehüllt auf ihren verhungerten Gesichtern die Züge des Mangels trugen.

Und wie leicht mir das Herz wieder in der freien Brust schlägt! Vergessen sind längst alle trüben Tage, die ich im väterlichen Hause leb-

te, vergessen sogar die schwere, finstre Zukunft, die Stunde, da ich wieder unter die Gewalt meiner Stiefmutter treten werde. Mein Vater hat mir erlaubt, den ganzen Sommer hier zu seyn; wenn nichts dazwischen kommt, mein Kind! setzte er mit gesenkten Augen hinzu. Glaub du nur, Louise, mein Vater weiß recht gut, was ich zu leiden habe. Er war zärtlicher als jemals, wenn ich mit ihm allein war, um mir, denk ich, die Liebe zu ersetzen, die er mir in Gegenwart meiner Mutter scheinbar versagte.

O was that ich meiner Mutter, daß sie das von ihm foderte! Adieu!

Marie an Louisen.

Lenzen.

In der Stadt, liebe, steht Alles in dem Lichte der Kronleuchter, im Widerschein armer Tapeten und Vorhänge da. Hier aber, wie groß, wie edel steht Alles da in dem Strahlenkranze eines hellen Frühlingstages; wie romantisch wird Alles in dem Abglanze eines dunkeln Wal-

des, hoher Felsen, und in dem freien Uebermuthe eines frohen Herzens, und der Ungezwungenheit des schäferlichen Landlebens!

Sieh, da gehen wir Mädchen in der Begleitung eines Knaben von dreizehn Jahren eine Stunde weit von hier in die Ruinen einer alten Ritterburg, aus deren hohen Fenstern man die schöne Gegend mit Einem Male unermeßlich vor sich sieht. Wir steigen zwischen Haselnußgesträuch in die Höhe, immer höher, und endlich lagern wir uns zwischen die verfallenen Mauern, die schöne Gegend vor uns. Unser Begleiter schleicht sich davon, Vogelnester zu suchen.

Wir drei Mädchen plaudern zuerst von Putz, dann von Diesem und Jenem, und Hannchen erzählt endlich das Mährchen von der Zerstörung der Burg. Man bittet mich, eine Ballade zu singen. Ich hebe an. Bei der zweiten Stanze stock ich; denn mir kommt es vor, als begleiteten aus der weitesten Ferne einzelne gehaltene und entzückende Töne meinen Gesang. An den horchenden Gesichtern

meiner Baasen sah ich, daß ich mich nicht irrte. Ich schwieg.

Was war das? du kannst denken, daß ich wieder anfing. Die Flötentöne (denn es war eine Flöte) hoben wieder an, und, da ich am Ende der Stanze schwieg, fuhr die Flöte in einem schmelzenden Adagio fort, dem ich in der That mit Entzücken zuhorchte.

Unsere Blicke voll Neugierde hingen fest auf der Gegend, woher die Töne kamen. Es war ein Felsenabhang voll dunkler Eichen. Aber furchtsam wurden wir doch, obgleich wir uns lachend ansahen. Wir winkten einander zu, leise von der andern Seite hinabzugehen. Wir gingen, und nun in Sicherheit, fingen wir an, unser Abentheuer zu beplaudern. Wir neckten uns mit unserer Furchtsamkeit. Wer konnte es denn nun seyn? ein junger Mensch höchstens, der die schöne Gegend hier sehen will.

Und dem dein Gesang gewiß lieber gewesen ist als die Gegend, sagte Hannchen.

Ich möchte nur wissen, ob seine Figur so hübsch ist als sein Spiel, sagte Minna.

Wir machten lachend aus dem kleinen Abentheuer, was sich daraus machen ließ, und auf einmal trat der zärtliche Schäfer aus dem Gebüsch auf uns zu.

Kannst du es glauben, Louise, wir albernen Gänschen krochen eine hinter die andere, errötheten bis an die Ohrzipfel, und keine wußte doch warum. Und Er? er zog artig, aber kalt und fremd den Hut, und ging ruhig weiter. Und in demselben Augenblicke erhob Hannchen ein lautes Zetergeschrei über eine Schlange, die auf dem Fußsteige lag, sich sonnte, und auf die Hannchen fast getreten hatte.

Da stand unser Held vor uns. Eine Schlange! riefen wir alle drei voll Schrecken. Er sah sie noch. Sie sind nicht giftig, sagte er lächelnd. Aber, er zeigte auf einen andern Weg: dieser Weg führt sie bequemer hinab. Wir verbeugten uns, und er ging seinen Weg; wir, ein wenig beschämt und albern, unsern.

Im Freien hob unser Geplauder über ihn wieder an. Wir fanden alle drei, daß seine Figur noch schöner sei als sein Spiel. Keine

von uns hatte je eine schönere Stimme gehört, als die, womit er die Paar Worte sagte. Seinen Anstand fanden wir königlich, und doch sagten wir alles mögliche Böse von ihm; denn mußte er nicht uns durch Gebüsch und Schlangen erst ins Freie bringen?

Wir neckten uns noch ein Paar Tage hindurch mit ihm. Aber, die Wahrheit zu gestehen, wir waren alle drei, jede für sich überzeugt, daß es einer der schönsten Männer war, denn wir erzählten nicht ein Wort von unserm Abentheuer.

Daß wir die Ruinen wieder besuchten; daß meine Harfe, die man mir hier geschafft hat, hinaufgebracht wurde; daß ich alle meine Kunst in ein schönes Adagio hauchte; daß ich mit einer seelenvollen Stimme sang, wirst du leicht denken können, so sehr wir auch übereinstimmten, daß es nicht recht sei, das Alles zu thun. Daß unser Held nun aus seinem Dickigt, wie ein Gott, hervorbrach, zu uns kam, war natürlich, ob wir gleich Alles eher geglaubt hätten, als das. Daß er aber mit einer Gelassenheit, die uns alle ärgerte, uns anredete,

als kennte er uns tausend Jahre; daß er nicht einmal fragte, wer denn von uns die Virtuosin sei, das verdrießt mich fast jetzt noch.

Und doch gingen wir alle drei, die Seele voll von ihm, hinab. Denn sieh, Louise, wir spotteten über Alles, was er gesagt, gethan hatte; aber, was er sagte, war so schön gesagt; was er that, so schön gethan, daß wir alle drei ein wenig wie die thörigten Jungfrauen waren.

Am Dorfe fiel uns ein, wir hätten ihn fragen sollen, wer er wäre? Unser Oheim erfuhr nicht ein Wort, die Tante auch nicht. War das recht?

Marie an Louisen.

Lenzen.

Unser Abentheuer (denn meins ist es wahrhaftig nicht) ist noch nicht aus, gar nicht aus. Und doch kann ich dir nicht mehr von ihm sagen, als was du weißt, oder ich kann dir recht sehr viel von ihm sagen. Recht sehr viel.

Wir neckten uns einander mit dem jungen Menschen; aber unsere Gänge nach den Rui-

nen unterblieben doch, und so fingen wir an zu vergessen. Da gab es in der Nachbarschaft einen Ball, zu dem wir geladen waren. Wie wir in den Saal traten, stößt Hannchen mich an, und flüstert: da ist er! und er wars. Er sah uns nicht. Er saß am Ende des Saals, — heiße mich eine Thörin — aber es muß heraus, sehr schön, sehr einfach, und doch sehr schön gekleidet. Er war in tiefem angelegentlichem Gespräch mit der Wirthin des Hauses, einer höchst liebenswerthen Frau. Wie wir sie begrüßten, stand er auf, verbeugte sich ehrerbietig, fremd, und das stand ihm wieder so gut; aber zugleich hatte er uns auch in das Gespräch verwickelt, wir wußten nicht wie. Sieh, Louise, er hätte es verstanden, glaube ich, eine Stumme beredt zu machen, und der Blödigkeit selbst Zutrauen zu sich zu geben.

So wie er den Rücken wendete, öffneten wir die Lippen zu der Frage: wer ist er? Sagen Sie mir, fragte die Wirthin, wer ist der Mann? Sie kennen ihn. Ein höchst interessanter Mensch! und Niemand kannte ihn. Ein Prediger hatte ihn mitgebracht, in dessen Dor-

se er wohnt. Er kam wieder zu uns, bald zu mir, bald zu Hannchen, bald zu Minna. Er tanzte mit uns, und theilte sich unter uns; Keine von uns dreien konnte sagen, ich habe ihn gefesselt; obwohl er nur mit einer von uns fast beständig tanzte. Und sein Tanz! o sein Tanz!

Um Mitternacht verschwand er. Unsere Freude am Balle war dahin. Wir fuhren bald nach ihm, und kaum waren wir allein, so rief Minna mit muthwilligem Wesen: das ist ein verwünschter Mensch! Eine von uns dreien meint er, aber welche? — Wir schoben ihn eine der andern zu. Gern hätte ihn jede genommen, und, liebe Louise, deine arme Marie sah im Traume nichts als — ihn.

Du machst mir Vorwürfe, Louise. Du meinst, ich wäre in Gefahr, mein Herz an eine romantische Posse, an einen soi-disant Leß, der den Geheimnißvollen spielt, zu verlieren. O mit nichten, gute Louise! Denke dir unter unserm Unbekannten ja nicht ein geziertes Aeffchen, der, eingenommen von sich selbst, mit gesenkten Augenbraunen und spitzer

Stimme, stolze Sentenzen hervorsagt; wie ein Tragödienheld stolz daher schreitet; mit Feinheiten und sentimentalen Possen um sich wirft; auch nicht, was jetzt die meisten unserer jungen Herren sind, einen ungezogenen Cyniker, der sich Alles erlaubt. Da hast du ihn! seine lange edle Figur in der allerungezwungensten Haltung, ein Gesicht voll blühender Gesundheit, ein schwarzes großes Auge, voll Flammen, einen frischen, lächelnden, Vertrauen erregenden Mund, eine Treuherzigkeit in Ton und Wesen, die sich in jede Brust stiehlt.

Da hast du ihn ganz, und in diese Urtheile stimmen Matronen und Mädchen, Männer und junge Herren ein. Er kommt in diese Gegend, um seinen Busenfreund zu besuchen, und findet ihn im Sarge, und seine Wittwe in hülflosem Elende. Daß er der Wittwe seines Freundes hilft, will nicht viel sagen, er mag reich seyn; aber die Art, womit er ihr die Unterstützung anbietet, die Großmuth, womit er sie über alle Sorgen wegsetzt, will doch etwas bedeuten. Die Wittwe reist ab; er bleibt noch, weil ihm die reizende Gegend anzieht.

Er miethet sich in dem schönsten Punkte der Gegend ein, heißt Herr Assessor. Man weiß seinen Namen nicht, weil man ihn wahrscheinlich nicht darum gefragt hat. Er ist reich; denn er lebt mit Aufwand. Er soll ausgezeichnet mahlen, und ein braver Musiker seyn. Uebrigens ein sehr herzlicher, guter Mensch, hat der Prediger von ihm gesagt, der es mit allen lebendigen Wesen um sich her gut meint.

Da hast du sein Bild. Ich frage dich, Louise, muß ich erröthen, wenn dieses Bild meinen Träumen erscheint?

Marie an Louisen.

Lenzen.

Ein seltsamer Mensch ist er gewiß nicht, gute Louise, aber ein seltener Mensch. Wir — noch immer wir — nicht ich — Wir sehen ihn fast alle Tage; denn er sucht jede Gelegenheit, in unserer Gesellschaft zu seyn, ob er gleich die große Gabe hat, diesem Suchen den Schein des unschuldigsten Zufalls zu geben, so daß es mir und meinen Freundinnen zuweilen glaub-

lich wird, daß es Zufall ist, der uns so oft zusammenbringt.

Dies bedeutet etwas, darüber sind wir drei Mädchen eins. Was es aber bedeutet, beantworten wir nur mit einem stillen Herzpochen. Er ist gegen uns drei gleich höflich, gleich artig, gleich gütig. Jede von uns glaubte gern, daß sie gemeint wäre; aber die Ruhe wiederum, die freie, zarte Höflichkeit, womit er eine jede behandelt, und die nur immer in den Gränzen einer zwanglosen, angenehmen Höflichkeit bleibt, das — — die muthwillige Minna rief endlich: er soll doch sagen, mit welcher von uns er's zu thun hat. Er hat seinen Willen, wir wollen den unsrigen haben. Glaubt ihr mir, wir sind gute Schäfchen gewesen, die immer bläh! sagen, sobald er uns ansieht. Laßt uns einmal Mädchen seyn. Meint denn der schöne Herr etwa, uns alle an derselben Angel zu fangen? Ich will euch zeigen, wie man ihn nehmen muß.

Sie nahm sich gewiß recht listig. Sie hatte üble Laune, wie er sich sehen ließ. Es war kein gutes Wort aus ihr zu bringen. Sie

war was tausend verzogene Mädchen sind. Aber wir hatten nicht Lust, ihr die Rolle nachzumachen; denn er spottete ihrer Launen so kräftig, und doch so artig, daß zuletzt dem armen Mädchen Thränen eines wirklichen Verdrusses in die Augen traten. Hannchen that sich viel auf den Einfall zu Gute, den sie hatte, eine Unterredung mit ihm so ins Sentimentale zu spielen, daß er seine Rolle wohl vergessen sollte. Es gelang ihr in der That, bis auf einen gewissen Punkt. Aber das arme Kind erfuhr von seinem Herzen nichts, und ich fürchte, setzte sie leise und mit glühenden Wangen hinzu: ich habe ihm zu viel von meinem Herzen verrathen.

So war ich gewarnt, und so bleib ich mit ihm auf dem alten Fuße eines freundschaftlichen Zutrauens. Und so entdecke ich an diesem Manne täglich neue Vollkommenheiten. Er ist ein seltner Mann, aber nicht was du meinst, die Kopie eines Grandisons.

Marie an Louisen.

Lenzen.

Muß er denn eine von uns dreien lieben? frage ich. Minna antwortet: ja, das muß er, der Bösewicht! Und in der stillen Einsamkeit antwortet mein Herz: ja, er muß mich lieben, wenn ich glücklich seyn soll. Ach, Louise, ja, er muß mich lieben; ach, wenn er die Höhe herabkommt, aus dem Schatten der Birken tritt, und mein Auge ihm entgegen funkelt, mein Busen sehnend ihm entgegen schlägt; meine Wange glüht, daß ich nicht Herr dieses sehnenden Herzens bin, daß ich Arme einen Mann liebe, der mich vielleicht nicht wieder liebt: dann richte ich mich stolz empor, und gehe. Ich fliehe ihn nicht, nein, ich verlasse ihn nur. Aber höre ich seine Stimme, höre ich ihn meinen Namen aussprechen, so pocht mein Herz in einem andern Gefühle, als dem des Stolzes. Ich gehe beschämt, aber ich gehe dahin, wo er ist. Wendet er dann dieses seelenvolle Auge auf mich, so schwöre ich, sein Herz ist mein; nein, es kann keiner andern zugehören als mir. O er sieht ja meine Seele

in meinen Augen, er hört ja meine Liebe in meinen Seufzern; und wenn er so ruhig nun neben uns sitzt, wenn er mit Minna Schach spielt, der tiefsinnige Blick durch die todten Steine fliegt, ohne mich anzusehen, dann wende ich mich oft ab, schlage heimlich die Hände zusammen, und seufze: ich Unwürdige, er liebt mich nicht!

Muß er denn eine von uns lieben? O, Louise, liebt er mich? und ach, ich muß dir antworten: ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht.

Ich fürchte, schreibst du: du spielst ein gefährliches Spiel mit einem Betrüger. Wäre er ein Betrüger, Louise, so wäre das Spiel nicht gefährlich. Aber er ist kein Betrüger: und so habe ich das Spiel und die Ruhe meines ganzen Lebens verloren. Denn muß er mich lieben? Was hätte es mir denn gesagt, das nicht der fremdeste Mann, jeder Mann mir sagen könnte? Was hat er mir gesagt, das er nicht auch meinen beiden Basen gesagt hat? und dennoch — dennoch, Louise — blieb nicht sein Blick länger, wenn auch nur eine Sekunde

långer, auf mir hången? Wurde nicht der schöne, reine Ton seiner Stimme bebender, schöner, wenn er mit mir redete? Ist nicht die Musik der Liebe in dem Tone, mit dem er mich oft gute Marie nennt? Aber warum språche er nicht? Was könnte ihn abhalten? Sieh, da vernichtet eine zerstörende Gewitterwolke mein Paradies. Denn was könnte ihn abhalten? Was? Nein, nein, Louise. Ich bin betrogen, getåuscht. Denn noch nie hat er eine Frage nach meinen Verhåltnissen, nach meinen Eltern, nach meinem Wohnorte gethan. Armes Herz, wie wirds mir nun seyn? Adieu.

Marie an Louisen.

Lenzen.

Recht, meine Geliebte. Ja, ich liebe ihn, diesen — Undankbaren. Ich vergehe vor Schaam. Aber, was du zu fürchten scheinst, ach, das hat mir wehe gethan, Louise, sehr weh! Ich liebe ihn; ich liebe ihn mit unendlicher Sehnsucht, Louise; aber nie wird ein Seufzer, nie ein Blick dies unglückliche Geheimniß ver-

rathen. Stumm ist meine Brust, stummer wie das Grab. Aus jedem Schmerze mach ich ein Lächeln, aus jedem Seufzer einen Athemzug der Freude. Ich leide, ich blute, ich sterbe; aber ich verberge das verzagende Herz, und zeige nur Leben, Freude und Heiterkeit. Mag er doch triumphiren, daß er das ungewarnte, fromme Herz einer Unschuldigen in Bewegung gebracht hat; aber er soll sehen, daß ich stark bin wie ein Mann; er soll sehen, wie viel stärker die Jungfrau ist, als die Liebende. Er hat mein Herz zerrissen, aber nicht gewonnen. Ich bin nicht sein; ich bin sterbend noch mein! Er soll nichts sehen als meine Ruhe.

Bist du nun zufrieden? O du hast mir weh gethan, Louise.

Marie an Louisen.

Lenzen.

Er ist fort, und nun strömt ihr Thränen der hoffnungslosen und endlosen Liebe! Nun, brich mein Herz! brich! Ich lächelte bei seinem Le-

bewohl! Aber mein Herz brach unter der furchtbaren Last des Wortes. Ich lächelte fort; das Lächeln erstarrte auf meinen Lippen. O, wo wollte ich nun nicht lächeln; welchen Schmerz nicht mit einem ruhigen Lächeln willkommen heißen, da ich in sein Lebewohl lächelte? Da sitz ich nun auf der Birkenhöhe, wo ich so oft mit ihm gesessen habe; ich starre in die Welt hinaus, in die endlosen Räume; erstarrt sitze ich da, unthätig, und die Luft trinkt meine Thränen, die mir unbewußt in meinen Augen hängen.

Hannchen sitzt neben mir. Sie kennt meinen Schmerz und meine Liebe. Ach, bis an den letzten Augenblick seines Hierseyns, meinte sie, er liebte mich. Sie hatte immer die Hoffnung, die mir mein Herz versagte. Wie nun sein Wagen donnernd auf den Hof rollte, er in das Zimmer kam, mit dieser Ruhe, die er immer hatte, sagte: ich muß so eben fort.

Fort! riefen wir alle. Ich muß, jetzt gleich! da sah ich Hannchen an; was mochte in meinem Blicke seyn? denn sie erblaßte. Da sagte er Lebewohl! Auch zu mir sagte er: Leben

Sie wohl, Marie! Sehen wir uns nicht wieder? fragte mein Oheim zärtlich. Er verbeugte sich, zuckte die Achseln, und sagte: Leben Sie wohl! Und fort war er. Der Wagen donnerte, wie zerstörend, vom Hofe. Alle waren sie hinausgegangen. Ich fiel in Hannchens Arme, kalt, erstarrt; aber in meiner Seele lag eine noch gräßlichere Kälte, die sich schmerzlich über mein ganzes Wesen verbreitete. Ich zog meine Arme um Hannchen gleichgültig weg. Denn sprich selbst, warum soll man etwas an ein Herz drücken, was gebrochen, erstarrt und todt ist? Lebe wohl, lebe recht wohl, Louise. Mir ists als brennte eine glutvolle Flamme in meiner Stirn, und meine Brust läge voll erstarrendes Eises. Sie sehen Alle meinen Schmerz, Alle meine Thränen; mögen sie doch. Der Sterbende ist nicht mehr stolz. Für sterbende Lippen schickt sich das Geständniß der Schwäche. Die Schaam röthet Wangen nicht mehr, die von dem Hauche des Todes erblaßt sind.

Marie an Louisen.

**n

Ich bin wieder zu Hause, meine treue Louise. Und mir ist wohl. Was sonst Dolche waren, die durch meine Seele fuhren, sind jetzt nur Dornen, die kaum die Haut verwunden. Mein Vater erschrack, da ich ins Zimmer trat. Du bist sehr bleich, sagte er zärtlich besorgt. Ich glaubte die Landluft sollte dir gut thun.

Aschgrau wie ein Schatten, sagte meine Stiefmutter. Wie blühend ist Rosalie gegen dich!

Man muß keine Kranken mit Gesunden vergleichen, sagte sehr ernst mein Vater. Du bist krank, mein Kind?

Krank wohl nicht, fiel meine Mutter ein: sie hatte fast eben die Farbe, wie sie abreiste.

O Gott! seufzte mein Vater mit finstern Blicken. Ich fiel, vergehend in Thränen, an seine Brust. Meine Mutter rümpfte die Nase, und sagte etwas von sentimentalen Närrinnen. Ich beugte mich vergebend auf ihre Hand; dann schloß ich ihre Tochter an meine Brust, und sagte, o gewiß herzlich: der Himmel be-

hüte dich vor meiner Farbe. Aber krank bin ich nicht, Vater.

Ich stellte mich stärker und wurde es. Warum soll ich meinen Vater mit Thränen kränken, die mir meine Mutter nicht erpreßt? Ich ging mit Rosalien, die mich noch immer herzlich lieb hat. Ach wie war der Abstich so groß! da saß ich, die ehemals so reich war an den stolzesten Hoffnungen, nun so arm, so hoffnungslos da. Da saß ich, bleich, abgehärmt, mit gebeugtem Haupte, mit erloschnen Augen, neben dem blühenden, schönen Mädchen, die hoch triumphirend eben in das Leben hineintritt, mit sehnender hoffnungsreicher Brust.

Das Erste, was sie mir ankündigte, war ein Liebhaber. Sie wollte mir erzählen; da unterbrach uns die Mutter. Nun, Marie, sagte sie: weißt du, daß Rosalie ganz eigentlich vor deiner Zurückkunft zitterte? Indeß mit diesem Schattengesicht wirst du ihr wohl ihren Bräutigam nicht abspenstig machen.

Meiner geliebten Rosalie? gewiß mit keinem! Ich umfaßte das liebe Mädchen.

Ho! Ho! fuhr die Mutter fort: wer weiß auch, Marie? Wenigstens würde dir bei diesem Manne die Großmuth ein wenig sauer werden. Ein Mann, schön wie ein Engel, reich wie ein Fürst, und großmüthig und edel wie ein Gott, so recht ein Ideal, wovon du immer sprachest. Und dabei bescheiden, demüthig: kurz ich bin die glücklichste Mutter, und Rosalie die glücklichste Braut.

Braut? sagte Rosalie. Liebe Mutter, Sie sagen das immer, und so bestimmt, so für gewiß. —

Weil ich weiß, was ich weiß. Denn wozu wollte er hier aus- und eingehen?

Er geht ja in mehr Häuser, liebe Mutter. Es ist wahr, er ist ein sehr edler Mensch; aber —

Aber, aber? was soll das Aber? Genug, Marie, Rosalie ist die Braut dieses Mannes. Ich weiß ja was ich weiß. Mußt du denn Alles wissen, was er mir vertraut hat?

Nun ja, sagte das Mädchen mit einem liebreitzenden Lächeln und einem Erröthen, das sie noch schöner machte: ich wäre es zufrieden,

wenn Sie sich nicht irren. Er ist ein sehr edler Mann.

Wie die Mutter fort war, sagte Rosalie mir, daß der Rath Jansen gegen sie noch gar keine Erklärung gemacht habe, indeß spräche die Mutter in einem so entscheidenden Tone von dieser Verbindung, daß der Rath sich nothwendig gegen die Mutter müsse näher erklärt haben, welches mir denn auch die Mutter nachher bestätigte. Wenn mir nur die Mutter glauben wollte, daß ich Rosaliens Glück nicht beneiden, oder gar, wie sie es von fern äußert, hintertreiben würde, wenn ich könnte. Muß denn der Böse an gar keine Tugend glauben?

Das erheitert mich, Louise. Der Mann scheint nach Allem, was Rosalie erzählt, das Mädchen nicht sehr heiß zu lieben. Sie ist in eben dem Falle. Ach, ich wollte, ich hätte solch ein Herz. Wie glücklich könnte auch ich seyn? —

Mein Vater nimmt an dem allen wenig oder gar keinen Theil. Er lächelt sogar ein wenig spöttisch, wenn das Gespräch auf Rosa-

liens Verbindung kommt. Er sitzt jetzt viel in seinem Kabinet und arbeitet, mehr, mehr als er gewohnt ist, und mit einem Eifer, mit einer unruhigen Anstrengung, die mich besorgt macht. Du weißt, Louise, er war nicht so.

Ich sagte ihm das heute morgen. Er antwortete nicht, er sah mich lange und bedenklich an. Endlich sagte er in großer Bewegung, und mir schien es sogar, als benetzte sich sein Auge: guter Gott, Marie, wenn ich so stürbe, wie würde es dir ergehen!

Kaum wage ich dir zu sagen, was ich fürchte. Ich fürchte, seine Vermögensumstände sind in Zerrüttung. Du kennst ihn, du weißt, wie wenig sorgsam er ist; wie arglos er dahin lebt. Meine Stiefmutter hat in unserm Hause einen Aufwand veranlaßt, den meines Vaters Vermögen schwerlich tragen konnte. Und ich glaube, sie nahm seine Hand nur darum an, weil er den Ruf eines sehr reichen Mannes hatte.

Was mich in meiner Furcht bestärkt, sind ein Paar sehr bedeutende Worte, die meinem

Oheim bei meinem Abschiede entfuhren, und die Einschränkungen, die mein Vater an sich selbst, und bei seinen Lieblingsneigungen macht. Er kauft keine Münzen mehr, und Rosalie sagte mir, daß er Lust hätte, sein Kabinet ganz zu verkaufen, wenn es ihm bezahlt würde.

Meine Mutter sieht es, allein sie setzt den Aufwand des großen Haushaltes fort. Neulich, da mein Vater von der Beschränkung des unnöthigen Aufwandes redete, sagte sie bitter: jetzt? jetzt? da Rosaliens Glück auf dem Spiele steht? Du weißt, wie verächtlich jede Einschränkung uns in den Augen der Welt machen würde; und wer weiß; ob nicht der Rath Jansen auf uns als ein reiches Haus rechnet? Jetzt durchaus nicht.

Mein Vater wurde roth vor Hitze; allein er wendete sich seufzend ab, und ging. Ich traf ihn, die Stirn tiefsinnig in die Hand gebeugt. Ach, Louise, so dringt ein neuer Schmerz in meine wunde Seele. Ich bin sehr unglücklich.

Marie an Louisen.

** n.

Einen neuen Bekannten habe ich in unserm Hause vorgefunden; denn Rosaliens Geliebten habe ich noch nicht gesehen. Er kommt in einigen Tagen erst von einer kleinen Reise zurück. Der neue Bekannte ist ein höchst possierlicher Mensch, ein Mann von sechzig Jahren, aber noch munter und heiter als ein Jüngling. Er hat Augen wie ein Falke, der auf seinen Raub schießt, und mit diesen Augen schaut er aller Welt recht durch Herz und Seele. Ich möchte sagen, es sind laute Widersprüche in dem alten Herrn vereinigt. Er ist warm wie ein junger Mensch, und wieder kalt wie ein Eisberg. Er ist fast immer drollig und sagt viel Possen; er hat immer ein Räthsel oder eine Charade, oder ein Kunststück bei sich; er lacht über Alles, bespöttelt Alles, und eine Kleinigkeit, der Anblick der Unschuld, der Güte eines Kindes, bringt ihn zu einem so ernsten Pathos, als ob er ein Tragödienheld wäre. Er disputirt mit der ganzen Welt auf Leben und Tod, um ein Wort mehr oder weniger. Zum

Beispiel gieb du ihm zu, daß nie ein Wunder geschehen ist, und er hat gesagt, es kann keins geschehen, so setzt er an das Wort kann Leib, Leben und Vermögen; dagegen verliert er nicht ein Wort um eine beträchtliche Summe, um die ihn ein Schurke unter dem Schein des Rechts betrügt. Es ist schon genug, sagt er, wenn ich nicht Unrecht thue!

Meine Mutter ist ihm gar nicht gut. Allein er hat meinem Vater eine große Gefälligkeit erzeigt, und so gebraucht er das Recht eines Wohlthäters in unserm Hause. Mich fing er sogleich mit meiner bleichen Gesichtsfarbe an zu necken. Es ist gar nichts, gar nichts, sagte er meinem Vater, der ihm seine Besorgniß äußerte: nichts als ein verunglückter Liebeshandel, und der, lieber Freund, ist so übel nicht; das macht ein Mädchen bei einem Heirathsvorschlage vernünftig und gelehrig.

In den sechs Wochen habe ich das ganze Herz des alten Herrn gewonnen. Er spielt Schach mit mir. Ich muß ihm vorsingen, vorspielen und vorlesen, und zwar nicht um-

sonst. Er bringt mir die theuersten Musikalien und Bücher dafür mit.

Er plaudert mit mir über das was wir gelesen haben. Er belehrt mich, er disputirt mit mir, er lieset mir derb den Text, nach dem es kommt, und jedesmal, wenn er von mir aufsteht, sagt er: der Teufel, warum habe ich nicht dreißig Jahr zurück? und das sagt er so ernstlich, daß mir manchmal angst wird, er wird sich zuletzt überreden, die dreißig Jahre mehr wären ein so großes Uebel eben nicht.

Er sagt das nicht mir, er sagt das meinem Vater, meiner Mutter, Rosalien, und eben so ernstlich als mir. Meine Mutter sagte sogar gestern zu mir: Er ist ein reicher Mann, der Herr Salomon (so heißt der Alte): überleg dies, Marie. Denn dein Gesichtchen ist dahin.

War das nicht sehr hart, Louise? Mein Vater nahm empfindlich das Wort: Du mußt den alten klugen Salomon für sehr einfältig halten, wenn du den Scherz für Ernst hältst. Da ist nichts zu überlegen, gar nichts. Sie schwieg, aber sie erröthete, ich glaube, vor Zorn.

Marie an Louisen.

* * n.

Guter Gott, Louise, dieser Rath Jansen, ist jener — o wie soll ich ihn nennen? jener Falsche, der mich betrog. Dort nannte er sich Seger und Assessor, hier nennt er sich Jansen. O soll auch meine arme Schwester das Opfer seiner Betrügerei werden?

Meine Eltern waren ausgefahren. Ich saß mit Rosalien allein. Der Rath Jansen, sagt ein Bedienter, öffnet ihm die Thüre, und der Assessor Seger tritt herein. Ich schrie laut auf: so überrascht, so unbeschreiblich bestürzt war ich. Rosalie sah mich groß, dann wieder den Rath an. Er aber trat schnell mit seiner so angenehmen Miene voll Zutrauen auf mich ein, und sagte, meine Hand ergreifend: so ist es wahr, so ist es wahr, was ich vermuthete. Sie sind Rosaliens Schwester.

Sie hießen dort Seger? sagte ich kalt, meine Hand losmachend; aber ihn scharf betrachtend.

So heiß ich noch. Mein neuer Name ist

das Erbtheil meines Oheims. Ich erhielt seinen Namen mit seinem Vermögen.

Kennen Sie sich denn schon? fragte der alte Salomon, der gleich hinter dem Rathe gekommen war; denn Marie weiß ja ihren alten Namen. Der Rath erzählte Rosalien und dem Alten unsere Bekanntschaft, so offen, so natürlich, so arglos, daß ich wieder anfing ihn für unschuldig zu halten.

Aber Sie wußten nicht, fuhr Salomon forschend fort: daß Marie hier ins Haus gehörte? Das ist ein wenig unglaublich. Das sieht ein wenig verdächtig aus. Nicht wahr, Marie?

Ich lächelte. Aber Jansen hob unbefangen an: Anfangs wußte ich es nicht; denn meine Bekanntschaft mit Marien war so seltsam zufällig entstanden, und man erkundigte sich in dem Hause, wo sie lebte, so sichtlich gar nicht nach meinem Namen und meinen Verhältnissen, daß ich in der That Ihr Benehmen nur nachahmte, wenn ich über Ihre Verhältnisse unwissend blieb. Ich bestätigte das; denn so war es wirklich. Salomon aber, mit einem Eifer, der

mir gar nicht gefiel, fragte nach den kleinsten Umständen unserer Bekanntschaft. Er wurde bei jeder Antwort des Raths heiterer, so unbefangen, so arglos war jede Antwort, die er gab.

Er war mit mir sogleich wieder in dem alten Tone eines freundschaftlichen, heitern Vertrauens. Er behandelte Rosalien wie mich. O glaubst du, Louise, daß in manchen Minuten mein Herz sehr fröhlich pochte, weil ich wieder bei ihm war. Ich mußte ihm von meinem Oheim, von meinen Cousinen erzählen, und ich war nach zehn Minuten in der alten Empfindung gegen diesen — Zauberer.

Herr Salomon lief indeß im Zimmer umher, rieb die Stirn, rief einmal über das andere unruhig: hm! hm! bis wir ihn nach der Ursach seiner Unruhe fragten.

Hm! ich sehe etwas, sagte er, und es fehlt mir an einer guten Wendung, es Ihnen zu sagen. Marie, da die Sache einmal so ist, wie der Rath und Sie sagen, wäre es denn nicht besser, wir ließen es so? Denn, Rosalie, was meinen Sie, würde Ihre Mutter Marien

wohl glauben, daß der Rath nicht gewußt hätte, Sie wären ihre Schwester?

Behüte, sagte das gute Kind mit eilfertiger Gutherzigkeit: Sie haben Recht. Meine Mutter würde Gott weiß was glauben. Nein, wir müssen thun, als hätte Marie den Rath hier zuerst gesehen.

Nun Ihre Meinung, Herr Rath, sagte der Alte.

Jansen verbeugte sich und sagte: verzeihen Sie, ich darf hier gar keine Meinung haben.

Und Sie, Marie? fuhr der Alte fort. Was auch meine Mutter glauben mag, sagte ich entscheidend: ich werde nie ein Geheimniß haben, Herr Salomon.

Der Alte runzelte die Stirn, der Rath verbeugte sich mit einer bestimmten Miene voll Ehrfurcht gegen mich. Es war als sei ihm die Antwort lieb. Er ging kurz darauf, wahrscheinlich um uns Zeit zu lassen, meiner Mutter diese Entdeckung so zu machen, als wir Lust hatten.

Rosalie erzählte es meiner Mutter, wie sie zurückkam, beiläufig, wie man etwas ganz Un-

bedeutendes erzählt. Salomon bestätigte es so. Meine Mutter merkte kaum darauf. Es wundert mich nur, sagte sie, da ich ihr Abends beim Ausziehen half, daß dir dieser so ausgezeichnete Mann so wenig bedeutend geworden ist, auch wenn du ihn nur ein Paar Mal gesehen hast.

Meine Wangen glühten. Ich konnte nicht ein Wort antworten. Oder, fuhr sie lächend fort, wolltest du ihn nicht ausgezeichnet nennen, so wäre das ein Neid, den die Liebe, die Rosalie zu dir hat, nicht verdiente.

O gewiß, liebe Mutter, sagte ich mit einer Umarmung: ich liebe Rosalien so zärtlich, als hätte mich diese Brust auch genährt. Ich lag an ihrer Brust. So? sagte sie ganz kalt, und machte sich los.

Heute ist er nicht gekommen, was ich ihm sehr danke. Denn ich kann mich durchaus nicht mit mir selbst vergleichen, wie ich ihn behandeln soll. Ach, meine Eigenliebe, mein Herz möchten mich gern bereden, daß sein Umgang in unserm Hause kein Zufall ist, so sehr es auch den Anschein hat.

O ich liebe ihn; denn du solltest ihn sehen, ihn hören! Und wenn ich bedenke, wenn ich von Minute zu Minute mir Rechenschaft über die Zeit unserer Bekanntschaft gebe, welche Hoffnungen, welche Erwartungen hat er denn der Thörin gegeben? Er behandelte mich, wie meine Basen, wie meine Schwester. Giebt denn meine Liebe mir ein Recht auf die seinige? Aber, was ich auch denken, wozu ich mich auch entschließen mag, mein ganzes Wesen ist voll von ihm. Ich weiß nichts, als daß ich ihn liebe.

Marie an Louisen.

**n.

Bedaure deine arme Marie, meine Gute. Sie ist gar nicht glücklich. Er behandelt mich wie immer, mit Artigkeit; aber daß er mich — ach, so kalt behandelt, daß er mich nicht zurückstößt, daß er meiner Schwester nicht den allerentschiedensten Vorzug giebt: das bringt meine Mutter gegen mich auf. Sie nennt die Behutsamkeit, womit ich mit ihm umgehe, die

unverschämteste Buhlerei. Sie sagt mir mit spottender Härte zehnmal des Tages, daß ich den Mann an mich locken wolle.

Bin ich still, wortarm gegen ihn — und was wollt ich nicht thun, um Ruhe zu haben, und Freude zu geben, so sagt sie, wenn er kaum die Thüre verschlossen hat: o es kleidet junge Mädchen recht schön, wenn sie die verliebten Närrinnen gegen einen Mann machen, der so entschieden gleichgültig gegen sie ist, als der Rath gegen dich. Meinst du nicht, daß ich weiß, warum du die Augen drückst, und dann sie empfindsam in die Höhe schlägst? Ich weiß recht gut, für wen du seufzest, warum du mit einem so kranken Tone sprichst. Pfui, aus Mitleiden, denkst du, soll er dich lieben.

Und dem ist nicht so, Louise, obwohl es recht gut seyn könnte. Ich wache mit der allerbesonnensten Anstrengung über jeden Schlag meines Herzens. Ich rede mit einem heitern Tone, wenn ich reden muß. Ich habe meine Blicke auf meine Arbeit geheftet, und wage sie kaum zu erheben, wenn er da ist. Ich nehme jeden Vorwand, aus der Gesellschaft zu

bleiben; aber das Alles entwaffnet den Verdacht, oder vielmehr den Haß meiner Mutter gegen mich nicht.

Und Er? Merkt er von dem Allen nichts, oder will er nichts davon sehen? Er behandelt mich wie immer, wie meine Schwester, mit eben der höflichen Aufmerksamkeit, ohne einer von uns den Vorzug zu geben. O meine Mutter darf mir ja nicht erst sagen, über mein Betragen zu wachen. O ich müßte gar kein Gefühl gegen meine jungfräuliche Würde haben, wenn ich jetzt nur den kleinsten Schritt gegen ihn hin thun könnte. Ach was fürchtet meine Mutter? daß ich ihn zuvorkommend, zu freundlich behandeln werde? Das gewiß nicht, liebe Louise. Worüber ich sehr behutsam zu wachen habe, ist, daß ich nicht zu spröde, zu empfindlich, zu kalt gegen ihn bin; daß mein Betragen immer vollkommen gleich, vollkommen frei, vollkommen unbefangen gegen ihn bleibe. Das ists, was mir Mühe macht, daß ich mich gegen ihn in den Augenblicken, da meine Mutter unbesonnen ihm eine Verbindung mit ihrer Tochter so nahe legt, daß ich in diesen gefähr-

lichen Augenblicken meine Fassung behalte, weder Empfindlichkeit, noch den kleinsten Triumph blicken lasse. O das ist das Schwere!

Ach und eben meine Mutter ist es, die mein Betragen gegen ihn gezwungen machen möchte. O liebe Louise, welch ein verkehrtes Betragen! Denn oft, wenn sie mit kaltem, bitterm Spotte mein Benehmen Koketterie nennt, oder mit höhnendem Triumphe mir ihrer Tochter große Hoffnungen vorrechnet: dann schwillt mein Herz auf; ich vergesse alles Andere, um nur ihr zeigen zu können, daß ich nicht so verächtlich bin, oder nicht so unbedeutend, als sie glaubt. Aber tritt nun Rosalie mit dem freundlichen, lieblichen Lächeln ins Zimmer, und ihr Auge winkt mir freundlich zu, oder höre ich meines Vaters Stimme, so beuge ich demüthig mein Haupt nieder unter die schwere Hand des Geschicks. Ich fühle es dann wieder lebendig, welcher Triumph mir geziemt. Geduld und jungfräulicher Stolz.

Und diese Thräne, die aus einem brennenden Herzen auf dies Papier fällt, besiegele den

Schwur, den ich mir alle Tage thue, zu seyn, was zu seyn das Schicksal mir heißt, eine gute Tochter. Adieu.

Marie an Louisen.

**n

Fürchtet meine Mutter mit Recht, Louise, daß er mich liebt? O ist es wahr, was mein volles, entzücktes Herz zuweilen zu ahnen wagt, daß er mich liebt? O all' ihr guten Geister, ist es wahr, o ist es wahr, was mir die gütige Rosalie so versichernd sagt, daß er mich liebt? Zweifelnd stehe ich da; ach ich will in seinen Augen die Lösung des Räthsels lesen, auf dem mein Schicksal ruht. Ich zittere; denn ist nicht die Liebe die verständliche Sprache der Geister? mußte ich ihn nicht längst verstehen, wenn er mich liebte?

Rosalie will gesehen haben, wie er seufzt, wie er dunkele Blicke voll Sehnsucht auf mich heftet, wie unruhig er ist, wenn ich nicht da bin; wie finster er sogar wird, wenn ich nun gar nicht komme. So sagt sie; aber wie? o

Louise, wie sagt sie es? Unter Lachen, unter Scherzen, unter gutmüthigen Spöttereien, und so ists am Ende wol nicht mehr als ein Scherz, als eine Schäkerei. Denn wäre es wirklich, würde sie nicht diese Nachricht mit Augen voll Thränen, mit einer Brust voll des allerschwesterlichen Triumphs der Schwester bringen? Denn sie selbst liebt ihn nicht. Ihr Herz hängt an einem jungen Manne, der aber noch ohne Amt ist. Zwar habe ich ihr nicht gesagt, daß er mir so theuer ist, aber —

Fast muß ich glauben, daß meine Mutter es fürchtet, er liebt mich. Rechne zusammen. Er hört mich gern singen. Auf einmal verbietet mir unser Arzt, ein naher Verwandter meiner Mutter, das Singen. Ich mußte lächeln; aber ich versprach zu gehorchen, und ich habe nachher nie wieder in Gesellschaft eine Note gesungen. Ich singe morgens auf meinem Zimmer, weil der Gesang mir wohlthut. Jansen sagt nicht ein Wort mehr davon, seit ich ihm, und gewiß sehr unbefangen, sagte: der Arzt hat mir das Singen untersagt.

Meine Harfe ist sehr beschädigt, ich weiß

nicht von wem. Rosalie umarmte mich schluchzend, wie ich den Schaden entdeckte, und rief: o hasse Niemanden, Marie; meine Liebe soll dir ja Alles ersetzen. Das Klavier ist in meiner Mutter Zimmer gebracht, wohin wir selten kommen, am wenigsten unsere Gäste. Meine Mutter ordnet jetzt, aus Vorsorge für meine Gesundheit, meinen Anzug. Ich bin gekleidet wie eine Matrone. Ich muß meiner Gesundheit willen spazieren gehen, und zwar immer zu der Zeit, wo man den Rath Jansen erwarten kann. Rosalie wollte mich begleiten. Sie darf nicht. Meiner Mutter Jungfer geht mit mir.

Der Rath merkt von allem diesem nichts, desto mehr aber der alte drollige Salomon. Er bringt meine Mutter mit seinen Ausfällen in tausend seltsame Verlegenheiten. Mir ists ordentlich lieb, sagte er neulich in Gegenwart meiner Mutter, daß Ihnen Mama das Singen und Spielen verboten hat, und sie mit Tüchern behängt, als gehörten Sie in Otaheite zu Hause. Denn, Mariechen, ich habe Sie von Herzen lieb, nicht der Nachtigallenstimme wegen, oder der zehn weißen Fingerchen, die

auf der Harfe umher laufen, daß einem Hören und Sehen vergeht. Ihre Figur ist hübsch, aber gingen sie gekleidet wie eine Türkin, die wie wandelnde Säcke aussehen sollen, so hätte ich sie dennoch lieb. Ich muß es also der Mama ordentlich Dank wissen; denn die jungen Herren, als Jansen und Konsorten, sind sogleich bezaubert, wenn sie so ein idolo mio aus ein Paar rothen Lippen hervor tönen hören, und ich weiß, daß ich alter Sünder es nicht mit den jungen Rittern aufnehmen kann. Nicht wahr, Mama, Sie sparen Marien für mich auf?

So neckt er meine Mutter unablässig. Sie hat einen Widerwillen gegen ihn; allein der Mann muß, glaub ich, geschont werden. Mein Vater wenigstens begegnet ihm mit einer so ausgezeichneten Höflichkeit, daß ich glaube, es ist mehr dahinter, als wir Alle, sogar auch meine Mutter, wissen.

Der alte Herr spricht so gerade zu von seiner Liebe gegen mich, und von Absichten, die er auf mich hat, daß ich mich fürchten

würde, wenn er nicht eben so gerade zu davon spräche.

Meines Vaters Unruhe und Sorge nimmt zu. Rosalie sagte mir, daß es zuweilen jetzt recht unangenehme Scenen zwischen meinen Eltern gäbe. Mein Vater will unsern Aufwand beschränken, und meine Mutter will nicht. Mein Vater ist wohl zu schwach um durchzudringen, aber daß er nun darauf gedrungen hat, ist mir ein sehr sicherer Beweis, daß unsere Umstände schlechter sind, als meine Mutter glaubt. Mein Vater erfuhr zufällig, daß meine Harfe verdorben war. Du liebst das Instrument so sehr, sagte er gütig und bedauernd.

Der Verlust hat mir viel gekostet, lieber Vater, das fuhr mir heraus. Er versprach mir sogleich, für eine gute Harfe zu sorgen. Ich bat ihn recht kindlich, es zu unterlassen. Er sah mich lange an; dann, sagte er auf einmal und recht schmerzlich: du hast Recht, liebes Kind. Ich muß es lassen.

Marie an Louisen.

**n.

O wir Unglücklichen! Es ist vorbei, Louise, wir sind Bettler. Der zu große Aufwand unsers Hauses, einige Unglücksfälle, meines Vaters Gutherzigkeit, seine Unbesorgtheit, so lange noch Geld einging, haben uns vollkommen gestürzt. Mein Vormund, du kennst ja den harten, unbeugsamen Mann, der ohnehin durch die zweite Heirath meines Vaters so sehr beleidigt wurde, vollendete den Sturz meines Vaters, oder vielmehr, er machte ihn nur bekannt. Er fodert Sicherheit für meiner Mutter Vermögen. Ach, es war eine Herz zerreissende Scene.

Er kam. Meine Mutter empfing ihn kalt, ich möchte sagen übermüthig. Er ging, ohne den Ernst seines Gesichts von Stein zu verziehen, zu meinem Vater ins Kabinet. Anfangs war Alles still, doch nach und nach wurde es lauter. Mein Vormund erhob seine Stimme sehr drohend.

Meine Mutter ging ins Kabinet. Er wurde noch lauter als zuerst, die Stimme meines

Vormundes wurde noch schärfer, noch drohender. Meine Mutter kam wieder ins Zimmer. Recht so, mein Töchterchen, rief sie mir erbittert zu: das war deine Sentimentalität, dein schönes Herz, das dein unglücklicher Vater mir so rühmte.

Ich erblaßte; ich fragte zitternd: Sagen Sie mir, liebe Mutter, was ist denn?

Du frägst noch? rief sie. Meinst du denn, ich sah nicht, wie du höhnend deinem unmenschlichen Vormunde zuwinktest, wie er hier durchging? Meinst du denn, ich wüßte nicht, daß du mit deinem Vormunde ein verabredetes Spiel spielst?

Sie rief das so laut, daß mein Vormund es hören mußte. Er kam ins Zimmer. Meinen Sie denn, sagte er mit seiner monotonen ernsten Stimme, ich habe meine Pflichten mit einem Kinde abzureden? Ihr Mann ist ein Bettler; ist das ein Wunder, wenn ich Sicherheit für ein Vermögen fodre, das mir anvertraut ist? Oder soll Marie auch eine Bettlerin werden, damit Sie noch ein oder zwei Jahre einen närrischen Aufwand machen können. Ich

fodre Mariens Vermögen, oder Sicherheit dafür, und das auf der Stelle. Da haben Sie kurz meine Meinung.

Mein Vater trat hier erblaßt ins Zimmer. Ich bitte Sie, lieber Vetter, sagte er mit kummervoller Stimme, geben Sie mir nur noch einige Monate Frist. Es läßt sich vielleicht ein Arrangement treffen. — Welches? fiel mein Vormund ein. Welches? Klar und deutlich muß ich es wissen, wenn ich Ihnen nur eine Frist von vier und zwanzig Stunden geben soll. Schwarz auf Weiß, mit deutlichen Zahlen. Merken Sie das, mit Zahlen, Schwarz auf Weiß. Keinen von Ihren chimärischen Planen. Wie heißt das Arrangement? heraus damit, aber klar und deutlich.

Mein Vater schwieg. Sie haben Recht, rief er auf einmal heftiger, als wir von ihm gewohnt sind. Ich bin nicht zu retten. Machen Sie was Sie wollen.

Von meinem Vermögen ist die Rede? fragte ich. O Vater, rief ich, wie weh thut mir es, daß Ihnen das nur eine Minute lang Un-

ruhe machen konnte. Schalten Sie damit, wie Sie wollen. Ich trete Ihnen alle Rechte, die ich haben kann, darüber ab.

Brav! rief mein Vormund, sehr brav! Was du aber thun möchtest, Marie, geht nicht, und ich darf nicht einwilligen.

Warum, fragte meine Mutter, dürfte sie nicht? Ist es nicht ihr Eigenthum?

Ich bin Vormund, sagte er ernst. Ich hing mich um seinen Hals; ich beschwor ihn mit Thränen, mir zu erlauben, meinen Vater zu retten. Er schien gerührt. Drei Tage! sagte er schnell; finden Sie eine Auskunft in der Zeit, so ists gut. Und mit den Worten ging er.

Nun? sagte meine Mutter erwartend, nach einer Pause.

Ich bin verloren, antwortete mein Vater; denn er darf nicht, auch wenn er wollte.

Wir gingen alle trostlos auseinander. Ich glaube fast, daß mein Vater zu retten wäre, wenn meine Mutter wollte. Warum will sie nicht? Wir Unglücklichen!

Marie an Louisen.

**n.

Muß ich denn allein das Opfer für Alle werden? O Louise, muß ich denn allein von Allen unglücklich seyn? Es ist schrecklich, es ist entsetzlich! Auf mich werfen sie Alle die trostlosen Blicke; von mir fodert Alles Hülfe! Als ob ich allein kein Herz hätte, zu dem der Schmerz den Zugang finden könnte! Ich bin die Unglücklichste von Allen. Ja, er liebt mich. Jansen liebt mich. Sieh, da liegt das Paradies offen vor mir. Er liebt mich. Rosalie und der alte Salomon erzählten ihm, daß ich meinem Vater mein Vermögen angeboten hatte. Sein Auge funkelte. Er trat rasch auf mich zu. Er beugte sich tief auf meine Hand. Er drückte seine heißen Lippen auf meine Hand, und zu gleicher Zeit fielen Thränen aus seinen Augen auf meine Hand. Er richtete sich empor, und wendete sich ab, mir seine nassen Augen zu verbergen. O Marie, sagte er leise, und mit noch immer nassen Augen, warum, o warum kann ich Ihnen den Reichthum nicht zu Füßen legen, der einmal mein

wird? warum, o Gott! warum bin ich nicht unabhängig? Warum darf ich nicht jetzt gleich glücklich seyn? O Marie! Sieh, Louise, das waren Töne der Liebe; das war die Flamme der Liebe, die in seinen Augen funkelte. Er liebt mich! er liebt mich!

Nun riß er sich mit Gewalt los, als hätte er schon zu viel gesagt, oder als wollte er nicht noch mehr sagen. Das war gleich nach Tische. Er ging. Er ging. Sein Blick war kummervoll.

Ja, ja, sagte Salomon, ich sehe das Alles wohl, gute Marie! Ich sehe recht wohl, wie des jungen Menschen schönes Auge auf Ihrem hängt. Ich bin ein alter Mann, das weiß ich; aber ein guter Mensch. Und wenn Marie wollte, so wäre ihr Vater gerettet?

Gerettet? wie? Ich will, liebster Herr Salomon, ich will!

Er sprang auf. Sie wollen? Marie, Sie wollen wirklich? Sie wollen meine Frau werden?

Ich trat zurück. Ich sah den alten Mann starr an. Sie scherzen, sagte ich wehmüthig.

Ja, sehn Sie, Marie, vor einigen Monaten hätte ich selbst so gesagt, wenn ein Mann von meinen Jahren Lust gehabt hätte zu einem lieben Mädchen von Ihren Jahren. Aber jetzt? warum sind Sie so gut, so liebenswerth? Genug, Marie, ich biete Ihnen das Herz eines ehrlichen Mannes an; das Einzige, was mir fehlt, sind dreyßig oder zwanzig Jahre zu viel. Aber ich bin gesund, ich habe gute Laune, ich bin nicht eifersüchtig, ich bin reich, sehr reich. Ich bin ehrlich. Ich bin verträglich. Ich liebe die schönen Künste und die Freuden der Welt. Ich werde Ihr Freund seyn, ein gütiger, fröhlicher Ehemann. Ihr Leben soll eine Kette von Genuß werden, wenn Sie sich entschließen können, meinen einzigen Fehler mir zu gute zu halten, meinen Taufschein. Und Ihr Vater ist gerettet.

Sie scherzen, in Ernst, Herr Salomon, sagte Rosalie verlegen.

Ja, ganz recht, in Ernst! in ganzem Ernst. Ueberlegen Sie das Alles, Marie. Ich werde Ihnen nicht böse werden, wenn Sie nein sagen. Denn, neben den Rath Jansen gestellt,

bin ich freilich verteufelt wenig in den Augen eines jungen Mädchens; aber in den Augen Gottes nehme ich es mit jedem Menschen auf. Ueberlegen Sie das. Ich zahle Ihrem Vater zwanzig tausend Thaler. Wir Alle sind glücklich, und ich hoffe, Marie soll es an einem Herzen voll ungeheuchelter Liebe und Tugend auch werden.

Das sagte er, und seine Augen wurden naß, wie er es sagte. Er sprach so gutherzig. Dann stand er auf, und ging hinaus. Und Louise, was für seltsame Geschöpfe sind wir Menschen? Hat er nicht Recht, ist nicht sein Taufschein sein einziger Fehler?

Ich stand auf derselben Stelle, die Hand an die Stirn gelegt. Rosalie kam auf mich zu, und sagte: der alte Herr ist unverschämt. Denke nicht mehr daran, Marie! Ich fiel stumm und sanft weinend an ihre Brust. Ach, ich fühlte, wie unglücklich ich war; ich mochte wählen was ich wollte.

Da traten meine Eltern ins Zimmer. Nein, bei Gott, rief mein Vater, meine Mutter zu-

rückhaltend: nicht ein Wort sollst du sagen. Ich verbiete es dir, liebe Frau.

O, sagte meine Mutter heftig: wenn sie dein Kind ist, so wird sie von selbst wissen, daß es ihre Pflicht ist, ihren Vater zu retten. Marie, Herr Salomon hat uns eben gesagt, daß er — Ich stand wie betäubt da; ich hörte kein Wort mehr. Mein Vater führte mich zur Thüre hinaus.

Sobald ich zu irgend einem Geschäft fähig war, schrieb ich an meinen Vormund, und beschwur ihn, mit meinem Vermögen meinen Vater zu retten. Er antwortete mir sanft und gütig; allein zu gleicher Zeit überzeugte er mich auch von der Unmöglichkeit, auf diese Weise für meinen Vater etwas thun zu können. Ich brachte den Brief meinem Vater; ich sagte: lesen Sie. Wissen Sie ein Mittel? Er las, er umarmte mich schweigend. Dein Vormund hat Recht. Es ist durchaus unmöglich. Auch würde es nicht einmal hinreichen. Er faßte zitternd meine zitternde Hand, er drückte sie, er öffnete die Lippen, er sagte mit bebender Stimme: Marie! Dann aber wendete er sich

ab, trostlos und verzagend. O hätte er ein Wort gesagt, ich hätte nicht widerstehen können. Aber er verließ mich schnell.

Es war schon spät. Ich ging hinauf. Jetzt ist es Mitternacht, Louise, und ich glaube die unruhigen Seufzer meines Vaters zu hören.

O Gott, Jansen liebt mich! und ich soll ihm entsagen, auf ewig? Rosalie schläft, o mein Auge wird kein Schlaf mehr schließen. Lebe wohl!

Marie an Louisen.

* * n.

Es ist geschehen, Louise! das theure Opfer ist gebracht! Ich habe geduldig den Freuden des Lebens, der Liebe, dem Glücke entsagt. Eine furchtbare Nacht! Ich kämpfte; aber mächtig, mächtig zog mich die Liebe. Ich faßte neue Hoffnungen. Jansen ist reich, dachte ich. Ich schlief unter freudigen Bildern ein. Wie war am Morgen, da ich erwachte, Alles anders. Wie hatte ich nur hoffen können, daß Jansen

meinen Vater retten könnte. Hatte er mir denn nicht selbst gesagt, daß er abhängig sei? Ich trat an das Fenster. Die Sonne schien so erquickend. Noch war Alles still und todt auf den Gassen. Da kam ein Leichenzug die Gasse herauf. Es war ein Mädchen von meinem Alter gestorben. O wäre ich an deiner Stelle! sagte ich, die Hände sanft faltend. Wäre dann deinem Vater geholfen? es war als ob eine Stimme mir das zuflüsterte. O Gott! rief ich, auf einmal entschlossen: ist das Leben nicht unschätzbar, wenn ich meinen Vater damit retten kann? O du Engel! rief ich leise dem Sarge nach: nimm mein Gelübde, nimm das Gelübde der betenden Tochter mit dir in jene bessre Welt!

Louise, ich fühlte mich heiter, ruhig. Ich blieb noch immer allein. Um zehn Uhr ging ich hinab, Solomon war bei meinen Eltern. Mein Vater nahm, wie er mich sah, eine heitre Miene an. Meine Mutter war finster, sehr finster.

Ich ging auf meinen Vater zu, ich umarmte ihn. Dann trat ich langsam, aber doch

ohne Widerwillen, auf Salomon zu. Ich reichte ihm die Hand. Ich bin die Ihrige, Herr Salomon, sagte ich mit brechender Stimme; endigen Sie den Kummer meines Vaters.

Wie? Kind, rief er, ist es wirklich? o gutes Kind! Gott sei gelobt! Wir schwiegen Alle, uns Allen standen Thränen in den Augen. Mein Vater reichte mir die Hand; dann ging er. Meine Mutter war überwunden. Sie drückte mich fest an ihre Brust, und schluchzte; o meine Tochter Marie, ich habe dir oft Unrecht gethan. Verzeihe es mir. Von jetzt an will ich deine Mutter seyn. Sie ging meinem Vater nach. Wie kam das, Marie? fragte Salomon. Wer hat Sie überredet?

Ich darf Ihnen von jetzt an nichts mehr verschweigen, sagte ich. Ich erzählte ihm Alles aufrichtig. Er streichelte meine Wange, und wischte mir die rollenden Thränen ab. Kind, sagte er, du fürchtest, nicht glücklich zu seyn mit diesem Herzen? Alle Wunder der Heiligen müssen an dir wahr werden. Eine deiner tugendhaften Thränen muß die Glut eines Schei-

terhaufens löschen. Gift wird dir zur Nahrung dienen, du heiliges, frommes Mädchen!

Er küßte meine Hand, und dann ging er, sein Schnupftuch auf den Augen.

Es ist Alles vorbei, Louise. Morgen ist meine Verlobung. Bete für mich. Adieu.

Marie an Louisen.

* * n.

O Louise! O ihr ewigen, leuchtenden Sterne! Was wirst du hören. Erst muß ich mich erholen!

Der furchtbare Tag, der heutige erschien. Ich blieb den Vormittag allein, denn Jansen war unten. Rosalie ging stumm um mich her; sie hatte Thränen in den Augen. Ich aß auf meinem Zimmer zu Mittag; denn mir war nicht ganz wohl. Gegen Abend kleidete ich mich einfach an. Ich ging an der Hand meiner Mutter hinab. Sie bat mich, Muth zu fassen. Es war Niemand gebeten, als mein Vormund. Salomon empfing mich an der Thüre. Ich zitterte. Engel, sagte er, wie glücklich

machen Sie mich. — O das hoffe ich zu Gott, daß ich Sie glücklich machen werde! sagte ich aus vollem Herzen.

Ich hoffe es auch, daß ich Sie glücklich machen werde, sagte er fest und entschlossen.

Da kam ich an die schwerste Minute meines Lebens. Die Thüre ging auf, und Jansen trat herein. Ich fühlte an der Kälte meines Gesichts, daß ich erblaßte. Aber ich machte mich stark, und ich wurde gefaßt. Ich hatte nur einen Blick auf ihn geworfen: er war außer sich. Jetzt sollte die Zeremonie vor sich gehen, da rief auf einmal Jansen: nein, nun nicht einen Augenblick länger. Es ist zu grausam, mein Vater. Er knieete vor mir nieder, er ergriff meine Hand. Ich liebe Sie mit unendlicher Liebe, Marie, von dem ersten Augenblick an, da ich Sie sah. Ich hatte meinem ehrwürdigen Vater versprochen, nie einem Mädchen meine Liebe zu erklären, als bis er sie gebilligt hätte. Ich schrieb meinem Vater, daß ich Sie liebte. Er kam hieher, unter dem Namen Salomon. Er wollte Ihr Herz, das

schönste Herz einer Sterblichen prüfen. O wie grausam ist er gewesen! O mein Vater, wie grausam waren Sie gegen die gütigste Seele! O Marie, wenn Sie mich lieben — Er zerfloß in Thränen, die er vergebens unterdrücken wollte.

Louise, wie war mir! Ich schwankte, ich sank matt und kraftlos in seine Arme. Mein Vater, meine Mutter segneten mich. O meine Tochter, rief Jansens Vater, habe ich dich nicht glücklich gemacht? Ich habe einen sehr edeln Sohn; aber dennoch verdient er dein Herz nicht, theure, schöne Seele. Und daß wir wissen, wie schön dein Herz ist, das hast du mir zu danken, Marie! und daß mein Sohn in dieser zärtlichen Minute nicht weiß, ob das, was er fühlt, mehr Ehrfurcht ist als Liebe, das hast du mir zu danken, und daß deine Mutter deine Mutter ist, daß dein Vater in Wonnethränen vergeht, und daß du in dem seligsten Gefühle da unter uns stehst, wie ein Engel, das hast du mir zu danken. Rosalie, setzte er drollig hinzu: soll ich dich auch einmal so auf die Probe stellen?

Ja, sagte das muthwillige Mädchen, aber um eben einen solchen Preis.

O wie bin ich glücklich, Louise. Mein Vater ist gerettet, und meine Mutter liebt mich wirklich. Komm, komm zu deiner glücklichen Marie.

X.

Freundschaft.

Und wenn die Gottheit vom Himmel herabstiege, sagt Young, sie könnte keinen würdigern Thron finden, als den Busen eines treuen Freundes! Streite wer da will über das Bildliche in diesem Gedanken; wer einen Freund hat, fühlt, was er dabei zu denken hat. Laßt auch die menschliche Schwäche, laßt auch Bedürfniß und Noth die Quelle der Freundschaft seyn! sollten wir denn mehr seyn als Menschen? sollen wir denn des Trostes spotten, den die Gottheit dem klagenden Menschen gegeben hat; sollen wir denn die Hülfe verschmähen, welche die Vorsicht so sanft und schonend unserer Schwäche beut? und wenn nun gar diese Nothwendigkeit zu lieben, dieser Zug zur Freundschaft, auch von Schwäche hervorgebracht, das Ebenbild Gottes, Wohlwollen, in uns erhalten sollte, so wie die Liebe in der Gottheit

von der Allmacht erzeugt wird; so wäre dieser Zug zur Freundschaft nicht Trost und Hülfe nur, sondern der Funke der Gottheit in uns, unser Stolz, die Scheidewand zwischen Mensch und Thier.

Helvetius hat gegen die Freundschaft geschrieben; er findet ihre Quelle in dem Eigennutz; er nennt sie ein Phantom, einen eiteln Wahn. Man fängt an, seine Worte nachzusagen, ohne sie zu verstehen; man bedenkt nicht, daß Helvetius durch sein zärtliches, freundschaftgebendes Herz sein eigenes System des Eigennutzes widerlegte oder erklärte.

Eigennutz oder Selbstliebe ist bei ihm die Quelle aller menschlichen Empfindungen; gut! aber soll denn das, was göttlich in uns ist, die Liebe, nicht glücklich machen? Wo hat er je gesagt, was man ihm so gern in den Mund legen möchte, oder was so manche Menschen ohne Herzen so gern beweisen möchten: man soll aus Eigennutz keinen Freund haben?

Erzeugt das Bedürfniß zu lieben die Freundschaft: gut, so ist bei der Freundschaft unsere Eigenliebe mit im Spiel, wie bei allen Em-

pfindungen unsers Herzens. Sind aber alle Empfindungen darum Phantome, Illusionen? oder muß man bei diesen Empfindungen immer den Profit bei Heller und Pfennig berechnen können?

Nein, Freundschaft ist wirklich! Streitet mit den herzlosen Menschen, die keine andere Empfindung als den Klang des Goldes, den Geschmack der Speisen, und die groben Erschütterungen der übrigen Sinne kennen, ja nicht über die Freundschaft. Es wäre der Streit des Sehenden mit einem Blinden, über das Daseyn der Farben. Und hat nur ein Mensch in ein paar Stunden seines Lebens die Empfindung gehabt, seinen Freund ohne Interesse geliebt zu haben, so ist diese Empfindung hinreichend, alle Sophistereien der Bildsäulen, die sich Menschen nennen, über den Haufen zu werfen.

Nun giebt es wieder Menschen, die, ich weiß nicht was alles, von der Freundschaft verlangen, die sich ein so kühnes Bild von der Freundschaft mahlen, als ungefähr ein junger Mensch von siebenzehn Jahren von seiner Ge-

liebten mahlen würde, die keine Menschen für Freunde halten wollen, wenn sie nicht ihrem Freunde ihre Geliebte abtreten, oder das Leben für ihn aufopfern. Zu dieser Klasse gehören gewöhnlich alle junge Leute, denen man es freilich nicht sehr übel nehmen kann, daß sie nicht wissen, was sie wollen. Sie sind wie die Kinder, die trotzen, und gar nichts von dem Kuchen wollen, weil die Mama ihnen nicht den ganzen Kuchen geben will, den sie verlangen.

Man sollte billig seyn. Die Empfindung der Freundschaft ist allen Seelen gemein; nur ist sie hier mehr oder weniger rein, mehr oder weniger dauerhaft und lebendig, nachdem die Seelen, worin diese Empfindung wohnt, Empfänglichkeit für Freundschaft haben, oder — gerade heraus gesagt — nachdem sie ihrer bedürfen. Voltaire nennt die Freundschaft eine Verheirathung zweier Seelen; gut ausgedrückt! Man heirathet aus diesem aus jenem Grunde! Nennt man nur eine Heirath aus Seelenliebe eine Heirath? — Und man denke sich auch die reinste, die seelenvollste, die heldenmäßigste Freundschaft, so ist doch noch immer

ein Wurf des Schicksals denkbar, dem eben diese Freundschaft unterliegt. Ein englischer Philosoph sagt: Es ist ein Preis, um den jeder Mensch sich hingiebt! Dieser Preis mag bei einem Menschen schon der Vortheil von einem Louisd'or seyn, wenn man einem Andern tausende bieten muß, ehe er seinen Freund verräth.

Bist du wirklich sein Freund? frägt Jemand einen Andern.

Ja, ich bin sein Freund!

Und der Beweis?

Mein Vermögen ist sein.

Gut! und wenn er dein Mädchen liebte?

Ich würde sie ihm abtreten!

Und wenn man ihn herausfoderte?

Ich würde mich für ihn schlagen!

Und wenn man ihn aus dem Lande jagte?

Ich würde mit ihm gehen!

Und wenn ihn die ganze Welt lächerlich fände, und über ihn lachte, würdest du dennoch sein Freund bleiben, und dich lächerlich machen?

Mich lächerlich machen? Nein! bei Gott! das kann er nicht verlangen!

Er giebt seinem Freunde sein Vermögen, sein Mädchen, sein Vaterland, sein Leben; wer will ihm den Namen Freund absprechen? — Und seine Ehre ist ihm doch theurer als sein Freund.

Aus der Seele gestohlen! Man kann Armuth, Elend, Verbannung, ja selbst Verbrechen, mit einem Freunde theilen, und schämt sich seiner, wenn er lächerlich wird.

Bei den Alten, sagt man, war mehr Freundschaft, eine ganz andere Freundschaft, als bei uns; sie stand im Leben und im Tode, sie dauerte in den heftigsten Stürmen des Unglücks. Wo ist noch ein Theseus und Pirithous, Damon und Pythias, Orestes und Pylades? diese Freundschaft war stärker als der Tod! Wohin ist diese Freundschaft? verflogen wie der Geist des ganzen Alterthums! Amüsante Fabeln, wie so manche Menschen ohne Herzen glauben, waren doch diese Freundschaften nicht? warum ist eine solche Freundschaft jetzt nicht mehr?

Aus dem einfachen Grunde, weil wir einer

solchen Freundschaft nicht mehr bedürfen. Wer ihrer noch bedarf, findet sie!

In jenen Zeiten, wo immerwährende bürgerliche Unruhen herrschten, wo beständige Kriege zwischen Nationen und einzelnen Familien jeden Mann zu Thaten, zu Reisen, zu geheimen und gewaltsamen Unternehmungen zwangen, wo persönliche Tapferkeit, List, Treue der Theilnehmer an der Unternehmung Alles thun mußten, war ein treuer Freund, der Alles mit wagte, Leben und Vermögen, Freiheit und Familie, nöthig: mehr als Weib und Kind, mehr als ein Heer, mehr als Gold. Der Alte mußte sich mit seinem Arme und mit der Hülfe seiner Freunde Alles selbst schaffen und Alles erhalten: Sicherheit für sein Eigenthum, sein Weib, seine Kinder und sein Vaterland.

Seht da, unter einer Rotte Bösewichter und Mörder zu unsern Zeiten findet ihr jene treue, felsenveste, überwindende Freundschaft der Alten wieder! In einer verborgenen Höhle beschwören ihre blutigen Hände den Bund der Treue, ihre wilden Augen weinen aufrichtige

Thränen dazu, ihre harten Herzen schlagen in den Schwur. Sie unterstützen sich, sie helfen sich bei ihren Straßenräubereien; Noth, Elend, Mangel, Todesgefahr trennen sie nicht, und selbst unter den Martern und den schrecklichen Schlägen des Henkers bleiben sie ihrem Bunde treu; sie verrathen den verborgenen Aufenthalt ihrer Freunde nicht; sie geben ihr Leben hin, froh, die Freunde gerettet zu haben.

Hier ist die Freundschaft, die bewunderte, tugendhafte Freundschaft der Alten unter einer Rotte von Verbrechern. Unter jedem Volke hat es Zeiten gegeben, da bürgerliche Unruhen alle Kräfte der Menschen in Thätigkeit setzten. In diesen Epochen der Geschichte suchet die Freundschaft der Alten, und ihr werdet sie wieder finden! Diese bedürfen einer solchen Freundschaft und finden sie.

Welcher Freundschaft bedürfen wir. Der Alte handelte und wirkte selbst — und wir — am gelindesten gesagt — wir begnügen uns mit dem Denken, Wünschen und Empfinden, und sind selten in dem Falle, frei für uns zu handeln.

Wir bedürfen unsers Freundes nur für die Theilnahme an unsern Empfindungen, unsern Wünschen, Luftgebäuden, unserm stillen Kummer und an unsern geheimen Klagen. Und wie wenige sind auch solche Menschen, die für sich empfinden, wünschen, und im Geiste schaffen, was nicht die ganze Welt mit ihnen empfindet, wünscht und schafft?

Jeder Mensch, der für sich denkt, und empfindet, hat dazu einen Freund nöthig, und findet ihn; verlangt er mehr von diesem Freunde, so thut er Unrecht, und er ist in Gefahr, ihn, einer Grille willen, zu verlieren; — und wer dieser Empfindungen, dieser edeln Wünsche und Hoffnungen nicht einmal fähig ist; wer, wie Wielands gutmüthiges Thierchen, mit dem Gange der Welt zufrieden ist, wenn ihm nur sein Gericht Disteln schmeckt: der bedarf auch dieses Freundes nicht, der bedarf nur eines Menschen, der ihm die Zeit vertreibt, und diese Freundschaft ist für eine Mittagsmahlzeit zu haben.

Und so ließe sich die Freundschaft aller Arten Menschen in eine so genaue Stufenleiter

bringen, wie die Kälte und Wärme auf einem Thermometer. So würden die Menschen, deren Empfindung allein in den Geschmackswerkzeugen liegt, einen Koch zum Freunde haben müssen, und diese Freundschaftsverbindung könnte auf der untersten Stufe stehen. So stiege man von den Freundschaftsverbindungen, welche die Bedürfnisse der Sinne schlössen, zu denen, welche Langeweile schließt. Dahin gehörten die Freundschaften der Gesellschaften, der Blumisten, der Naturaliensammler. Dann die Freundschaftsverbindungen des Geschmacks, der Kunstkennerei, der Eitelkeit und der Gelehrsamkeit; dann die Freundschaft der denkenden Köpfe, der fühlenden Herzen, und endlich die Verbindungen der Tugend.

Dieses wäre der höchste Grad der Freundschaft; denn Denken und Empfinden macht das feinere Glück des Lebens. Denken und Empfinden erfodert Mittheilung; ohne Mittheilung macht das Denken blödsinnig und menschenfeindlich, und das Empfinden unsinnig und melancholisch. In dieser vertraulichen Mittheilung der geheimsten Gedanken und Empfindun-

gen besteht der feinste und höchste Triumph der Freundschaft, denn ihre Wirkung ist moralische Vervollkommnung; dann wird jedes Opfer leicht: der Freund verrichtet für seinen Freund mit Entzücken Handlungen, die ein Anderer nicht begreift, und über die er lacht. Der Verlust eines solchen Freundes ist unersetzlich, sein Unglück wird eigenes Unglück.

Ein König in Egypten war der Gefangene des stolzen Kambyses. Vor seinen Augen wurden seine Kinder hingerichtet. Sein Auge bleibt trocken. Sie waren zum Sterben geboren! sagt er mit philosophischer Kälte. Sein Weib wird zum Tode geführt. Er bleibt unerschüttert. Allein jetzt erblickt er den Freund seiner Jugend und seines Alters, in Lumpen gekleidet, und Allmosen bittend. Das überwältigt des unglücklichen Königs Muth. O ich Unglücklicher! ruft er, und schlägt die Hände über seinem Haupte zusammen, und zerfließt in Thränen des Jammers.

Pyrrhus verlor durch den Tod seinen treuesten Freund. Er war trostlos, eben der Mann, der ohne einen unmuthigen Blick ganze Heere,

ganze Königreiche verloren hatte. Vergiß, König, sagten die Höflinge, welche die Freundschaft so selten kennen, vergiß und klage nicht über ein Schicksal, das du nicht ändern kannst! Das weiß ich, antwortete der König; aber, ach! er ist gestorben, eh ich ihm seine Freundschaft vergelten konnte.

Und nach dieser Stufenleiter der Freundschaft ließen sich sehr leicht alle Phänomene bei der Freundschaft erklären: z. B. warum Jünglinge so heiß nach Freundschaft lechzen, und so leicht Freunde finden; warum Alte so bedächtig in der Freundschaft werden; warum die höhern Stände unter Freundschaft nur Konversation verstehen; warum Fürsten fast gar keine Freunde finden; warum thätige Geschäftsmänner kalt gegen ihre Freunde werden; warum **das weibliche Geschlecht so fast allgemein für unfähig zur Freundschaft erklärt ist**; warum unter den geselligsten Menschen die Freundschaft gar nicht, und unter den finstern, schwärmerischen, spekulativen Menschen, die man gewöhnlich Sonderlinge, Menschenfeinde nennt, die Freundschaft im höchsten Grade zu Hause ist?

Man versteht hier bei diesen Fragen immer jene feinere Freundschaft, die durch einen denkenden Kopf und ein gefühlvolles Herz geschlossen wird.

Sehen Sie, liebe Ninon, sagte eine Marquise im bittersten Tone zu der philosophischen Ninon de l'Enclos, die Gräfin war meine Freundin; meine Tochter hatte mehr Anbeter wie ihre, und sie liebte meine Tochter; mein Mann hatte das Ohr des Königs, und sie freute sich darüber!

Und was konnte nach so unzweideutigen Proben der Freundschaft die Gräfin mit Ihnen entzweien? frägt Ninon.

Eine Kleinigkeit! Sie hat einen Stoff von dem neuesten Geschmack im Handel, und ich bin so unglücklich, ihn wegzukaufen.

Wahrhaftig, Madam, viel Unglück! Sie haben eine sehr seltene Freundin verloren. Ein Zuhörer lächelte, und Ninon versicherte ihn mit vieler Hitze, daß sie das in ganzem Ernst glaube. Freilich, setzt sie hinzu, ein jeder hat seinen Freund, wie er ihn bedarf.

XI.

Said.

Freundschaft.

Said, der weise Said, saß vor seiner Hütte unter dem Schatten seiner Palmen, neben ihm sein Sohn Monsur, ein schöner Jüngling. Du bist nun achtzehn Jahre, mein Sohn, sagte der Greis: die Einsamkeit ist des Jünglings Loos nicht. Morgen verläßt du mich, und gehst nach Damas. Gehe mein Sohn, und werde glücklich!

Was soll ich thun, um glücklich zu werden? fragte Monsur.

Fliehe die Großen, sei gutthätig; aber vor allem suche dir einen Freund. Das Gold, die Edelgesteine, die ich dir mitgebe, sind vergänglich; deine Jugend flieht, deine Schönheit verwelkt; deine Fröhlichkeit raubt dir das Alter. Suche dir einen Freund! nur einen.

Den raubt dir keine Verschwendung, kein Zufall, keine Zeit, kein Alter; nur allein der Tod, und das ist das Schreckliche an dem Tode: nicht daß er uns selbst hinrafft, nein! das ist das Schreckliche des Todes, daß er uns unsere Freunde raubt. Kannst du für deine Edelgesteine, für dein Gold nur einen Freund kaufen; so gieb sie hin, und du hast wohlfeil gekauft!

Monsur lächelte, wie er des weisen Greises strahlendes Auge sah, wie er den Ton des Entzückens hörte, mit dem er redete.

Und wie viel Freunde hast Du gefunden, mein Vater?

Finde in dem ganzen Laufe deines Lebens so viel wie ich, mein Sohn, und du wirst glücklich seyn. Ich habe nur Einen gefunden; allein er ist mein Freund!

Nur Einen? fragte der Jüngling: und deine Hand war immer zum Wohlthun offen, dein Gold immer bereit, dem Unglücklichen zu helfen? und nur Einen?

Nur Einen; allein er ist mein Freund! ant-

wortete der Greis mit dem Tone der vollsten Wollust.

Der Jüngling reiste nach Damas. Er wendete sich an Bekkir, den Freund seines Vaters, und mit einer großen Gefälligkeit verschaffte ihm der eine schöne Wohnung, und gab ihm treue Sklaven.

Monsur staunte die Pracht von Damas an; die ersten Tage brachte er damit zu, seine Augen nur an den Anblick so vieler reitzender Gegenstände zu gewöhnen.

Nach und nach machte er Bekanntschaften unter den jungen edelsten Männern von Damas. Er lud sie ein, und wurde von ihnen eingeladen. Fröhlichkeit herrschte bei ihren Festen, und Vertraulichkeit wurde die Seele ihres Umgangs; noch nie hatte Monsur so glücklich gelebt, als jetzt.

Wenn er dem alten Bekkir von seinem fröhlichen Leben erzählte, so zuckte der Greis die Achseln, und sagte: Alles ist vergänglich. Oft tadelte selbst der Alte den Jüngling, und nannte ihn einen Verschwender und einen Thoren.

Er kam nun seltener zu dem Freunde seines Vaters; und er hätte seinen Umgang ganz abgebrochen, wenn Bekkir ihn nicht selbst aufgesucht hätte, um ihm freimüthig seine Gedanken über seine Lebensart zu sagen.

Fest an Fest reihete der Jüngling. Er sah die Sklavin eines vornehmen Mannes, und verliebte sich in sie. Er bot dem Herrn der Sklavin eine große Summe Geld für sie; und da sie ihm abgeschlagen wurde, so klagte er es seinen Freunden.

Sind wir umsonst deine Freunde? riefen sie, und zwei Tage darauf sah er sich im Besitze eines reitzenden Mädchens, über die er leicht die andere, die er gewünscht hatte, vergaß.

Was er wünschte, das verschafften ihm seine Freunde; ja, sie kamen seinen Wünschen zuvor.

Mein Vater hielt es so schwer, sagte er eines Tages zu sich selbst, Freunde zu finden, und ich habe eine so große Menge. Wie sonderbar doch auch zu Zeiten die klügsten Männer sind! Ich dürfte den alten Bekkir auf die Probe setzen, und ich wette, trotz der Freund-

schaft mit meinem Vater, er würde die Probe nicht aushalten.

Er ging zu Bekkir: Leihe mir hundert Goldstücke! sagte er ihm; ich bin ohne Geld, und ich will meinen Freunden ein Fest geben.

Statt der hundert Goldstücke gab ihm Bekkir eine goldene Lehre über seine Verschwendung. Monsur lächelte. Ich habe noch Gold, Bekkir, sagte er: ich wollte nur meines Vaters Freund auf die Probe stellen.

Junger Mensch, das hast du, sagte Bekkir; denn ich habe dir das Geld abgeschlagen. Monsur ging lachend.

So lebte in den Armen der Wollust, unter rauschenden Festen, Monsur ein ganzes Jahr; Bekkir hörte nicht auf zu tadeln, und Monsur spottete des alten Mannes, und drohte ihm zuletzt, ihn aus dem Hause werfen zu lassen.

Bekkir schüttelte den Kopf und ging.

Endlich bist du den Tadler los! sagten seine Freunde, und ein lauter fröhlicher Spottgesang über den Ernst des mürrischen Alten tönte um den Tisch her.

Am Abend verließ Monsur Damas, und ging unter den schönen Palmen am Flusse hin, die Kühle des Abends zu genießen. Ein ehrwürdiger Alter kam die Palmen herab zur Stadt, und es war Said. Monsur warf sich voll Entzücken in seines Vaters Arme, und Said vergoß Freudenthränen, seinen Sohn gesund nach einem Jahre wieder zu sehen.

Sie gingen beide Hand in Hand unter den Palmen nach Damas in vertraulichen Gesprächen, und Monsur erzählte dem Greise von seiner Art zu leben. Meine Freunde — hob er wieder an.

Halt! sagte der Greis, und ergriff ihn bei der Hand; schon oft hast du, meine Freunde! gesagt; ich verstehe dich nicht. Hast du Freunde?

Monsur lächelte: Du scherztest, mein Vater, wie du mir den Rath gabst, mir nur Einen Freund zu suchen, oder ich bin unter einem glücklichern Stern geboren, als Du. Ich habe eine große Menge der treuesten Freunde; und wenn ich ihr Leben verlangte, sie würden es mir opfern.

Said sagte: ich habe nur Einen gefunden; allein dieser ist mein Freund. Laß uns eilen, die Nacht bricht ein.

Sie eilten, und kamen mit der einbrechenden Nacht nach Damas.

Jetzt, mein Sohn, wollen wir eine Probe mit deinen Freunden anstellen. Besudle deine Kleider mit Blut, nimm einen Dolch in deine Hand, zerstreue deine Locken wild um dein Haupt, verkleide einen Theil deiner Sklaven in die Wache des Veziers; dann eile in die Häuser deiner Freunde; sag ihnen mit allen Zeichen des Schreckens, du habest den Vezir in einem Streite mit dem Dolche erstochen, seine Wache folge dir auf dem Fuße. Ersuche jeden deiner Freunde, dich in sein Haus aufzunehmen, und dich zu vertheidigen.

Monsur lächelte, und in wenig Augenblicken waren die Anstalten zu dieser Probe gemacht.

Der Jüngling eilte zu seinem nächsten Freunde: Ah, rief er, rette mich, ich habe Al Mainon, den Liebling des Sultans, getödtet. Rette mich, seine Wache verfolgt mich!

Unglücklicher! Al Mainon? rief dieser bleich und zitternd. Fort! verlaß mein Haus! man würde mich für eben so schuldig halten, wie dich selbst! fort! —

Dort kommt die Wache! bei unserer Freundschaft, rette mich!

Statt der Antwort stieß der treue Freund den Jüngling aus seiner Thür, und riegelte ab.

So floh er weiter, zu allen seinen Freunden auf der Reihe, und überall waren sie wie der erste. Sogar einer unter ihnen, der dem jungen Monsur am meisten geschmeichelt hatte, wollte ihn fest halten, und der Wache überliefern. Hier ist der Mörder Al Mainons! rief er den herzueilenden Sklaven zu; allein Monsur riß sich aus seinen treulosen Händen, und eilte weiter.

Schamroth kehrte der Jüngling mit seinem Vater zurück. Wo sind deine Freunde? fragte Said lächelnd. Die treulosen niederträchtigen Seelen! antwortete in der höchsten Wuth der Jüngling. O man muß es aufgeben, je einen Freund zu finden!

Jüngling, ich habe nur Einen; allein er ist mein Freund!

Auch der nicht, auch Bekkir nicht! antwortete Monsur: Du bist eben so unglücklich als ich, mein Vater. Ich habe ihn geprüft, und er ist in einer leichten Probe nicht bestanden. Ich bat ihn um hundert Goldstücke, und dein Freund schlug mir sie ab.

Said lächelte. Auf, Monsur! Laß uns ihn prüfen! Nicht meinetwillen, sondern du sollst wissen, wie reich dein Vater ist. Nimm den Dolch, und jetzt hat der Zorn dich zum Mörder hinlänglich verstellt!

Er wird mir die Hülfe abschlagen, und du würdest Ursach haben ihn zu entschuldigen, wenn er mir Hülfe abschlüge!

Wie so?

Ich habe ihn heute beleidigt. Ich habe ihm gedrohet, ihn aus meiner Wohnung werfen zu lassen.

Du Unbesonnener! Indeß, Jüngling, Bekkir ist mein Freund, sage ich dir! Fort! ich führe die Sklaven!

Monsur eilte, und pochte an Bekkirs Thüre. Bekkir öffnete. Rette mich, Bekkir! ich habe —

Erst tritt herein! sagte Bekkir; er zog ihn ins Haus, und schloß die Thür ab. Was ist? geschwind!

Ich habe Al Mainon ermordet. Seine Wache folgt mir auf dem Fuße.

Unglücklicher! jetzt in der Nacht? — Nun, so hat man dich nicht erkannt. Gieb mir den blutigen Dolch! Rette dich durch meinen Garten. Ich habe noch wenige Tage zu leben, und Dank dem Allmächtigen, ich kann für Said sterben! Rette dich!

Die Sklaven pochten. Rette dich! rief Bekkir noch einmal, und entriß ihm den Dolch. Jetzt öffnete Bekkir die Thüre: Hier ist Al Mainons Mörder! tödtet mich! rief er den Sklaven entgegen: ich bin sein Mörder, und Said sank in des edeln Greises Arme.

Guten Abend, Bekkir!

Bekkir erstarrte. Der Jüngling trat bestürzt herzu, und warf sich in die Umarmungen beider Freunde. Said erzählte Bekkir die

Probe seines Sohnes, und Bekkir that noch diesen Abend tausendmal den Wunsch, für seinen Freund so sterben zu können.

Monsur wurde tiefsinnig, träumend ging er einige Monate umher, und nach zehn Jahren sagte er seinem Vater: Vater, ich glaube, ich habe einen Freund erhalten.

XII.

Hulkem,

oder:

der goldene Spiegel.

Ein Persisches Mährchen.

Kosroe starb; siebenzig Tage lebte Jessid in dem Hause der Thränen an dem Grabe seines Vaters; dann bestieg er den väterlichen Thron, und die Berge um Ispahan erschollen von dem freudigen Gejauchze des Volks. Heil dir, Jessid, Persiens Wonne! rief es, und warf sich in den Staub vor Jessid nieder. Um die Stufen des Throns her lagen die Fürsten des Reichs, und huldigten dem jungen Monarchen. Unter ihnen lag der ehrwürdige alte Hassan der Weise. Jessid nahm die Huldigungen seines Volks mit der heitern Miene des reinen Herzens, mit den funkelnden Augen des befriedigten Ehrgeitzes, und mit der klopfenden Brust

des Mannes, voll von dem Entschlusse, gerecht zu seyn, auf.

Er rief Hassan, und Hassan folgte ihm in die Burg. Hier warf sich der König dem Greise in die Arme und sagte: du warst der Freund und Lehrer meines Vaters, sei auch der meinige!

Hassan bückte sich in den Staub: Ich bin am Rande des Grabes, Herr! der Todesengel wird mich bald zu deinem Vater führen; was soll ich ihm von dir sagen?

Jessid bedachte sich einen Augenblick; dann sagte er: sag ihm, ich will Glückliche machen, und selbst glücklich werden! — Das gebe dir der Allmächtige! antwortete Hassan, du bist König, um Glückliche zu machen; sei Mensch, um glücklich zu seyn! Jessid reichte dem Greise lächelnd die Hand, und Hassan küßte sie mit nassen Augen. Es ist schwerer, als du denkst, König und Mensch seyn, stammelte der Alte. Jessid lächelte und sagte: Kosroes Sohne und Hassans Freunde wird das nicht schwer seyn!

Einen Monat lebte Hassan noch, und im Sterben stammelte er dem Monarchen die Wor-

te zu: sei Mensch, um glücklich zu seyn! Jessid küßte die blassen Lippen des Sterbenden, und Hassan gab ihm eine Schreibtafel, die fest versiegelt war: wenn du einmal nicht glücklich bist, so öffne diese Schreibtafel. Sie enthält die Lehren, durch deren Befolgung dein Vater ein glückliches Leben führte. Leb wohl! und Jessid drückte weinend dem Weisen die Augen zu.

An seinem Grabe schwur Jessid noch einmal, Glückliche zu machen, und er hielt Wort. Er führte nicht nur auf seinen Edikten den Namen Vater seines Volks, er schrieb ihn mit Wohlthaten in die Herzen seiner Unterthanen; seine entferntesten Provinzen wurden mit seinen Wohlthaten gesegnet; denn zweimal im Jahre war er bei ihnen, und wehe dem Großen, gegen den die laute Klage sich erhob; Jessid war ein fürchterlicher Richter des Uebermuths der Großen, und ein strenger Rächer der gedrückten Armen. Er kannte das Elend, das sich in die kleinste Hütte verbarg, wie die Pracht seiner Säle; er kannte es nicht nur, er verjagte es. Nicht die Schmeichelei stellte falsche, lügenhafte Feste zu Jessids Ehren an, um die

Klage der Unglücklichen zu übertäuben: ganz Persien feierte ein Fest, das Fest der allgemeinen Glückseligkeit, und nach zwei Jahren schon sah Jessid, wohin er blickte, glückliche Menschen, die ihn mit Recht den Schöpfer ihres Glücks nannten. Seine Reise nach diesen zweien Jahren war nichts als ein langer Triumphzug durch bebauete Gefilde, durch wohlhabende Städte, durch fröhliche Dörfer, durch Millionen glücklicher Menschen, die mit von Entzücken erstickter Stimme riefen: Vater Jessid! und Jessid warf sich, nach seiner Zurückkunft in Ispahan, an Hassans Grabe nieder, und rief in großer Bewegung: ich habe dir mein Wort gehalten, Hassan, ich habe die Perser glücklich gemacht, und ich selbst bin glücklich geworden!

Wirklich fühlte sich Jessid glücklich, oder vielmehr, er fühlte sich gar nicht; die Reichsgeschäfte, die ewigen Arbeiten hatten ihn von der Betrachtung seines eigenen Zustandes beständig zurückgezogen; er war sich selbst unter den tausend Gegenständen, die ihn beschäftigten, nicht gewahr geworden; allein nach und

nach waren die Geschäfte weniger anhaltend geworden; die edeln Großen, die Jessids Tugend gebildet hatte, das Volk selbst hatte die Arbeit, es zu beglücken, erleichtert. Jessid hatte jetzt mehr müßige Stunden als sonst; die Ehrerbietung, die Liebe der Perser freueten ihn noch wie zuvor; die ländlichen Feste, die seine Reisen begleiteten, waren ihm noch angenehm; aber sie waren ihm jetzt nicht mehr Belohnungen seiner Arbeiten, sie schienen ihm Genüsse des Volks selbst zu seyn, an denen er weiter keinen Theil hatte, als den sein Herz daran nehmen konnte.

Jessid fing nun an, auf seinen Selbstgenuß mehr zu denken. Sein Harem war voll der schönsten Mädchen. Noch immer hatte ihn die Gewohnheit in das Serail geführt, nie die Liebe. Jetzt aber blieb er öfter in der Gesellschaft dieser reitzenden Geschöpfe. Alle buhlten um seinen Blick, eine ehrerbietige Liebe lag in allen Blicken, und Jessid war glücklich. Ein Jahr flog dahin, und Jessid — Jessid fand eine Unbehaglichkeit mitten unter seinen Weibern, die ihm selbst Undankbarkeit gegen die

Liebe dieser gefälligen Geschöpfe schien, und die er dennoch nicht überwinden konnte.

Eines Tages ging er in den Gärten des Serails, unzufrieden mit seiner finstern Laune, bei der allgemeinen Neigung, ihn glücklich zu machen, umher; er hörte in einer Laube einen Seufzer schallen. Leise trat er in die Thür der Laube, und sah eine junge Sklavin, die er fast immer übersehen hatte, auf dem Rasen sitzen. Sie stützte ihre Stirn in ihre eine Hand, und mit der andern spielte sie ohne Sinn in den Grashälmchen des Rasens. Jessid betrachtete sie, und sahe Thränen über ihre Wangen rollen, und alle Wangen voll Freude waren ihm nie so schön gewesen, als diese halbblassen Wangen voll Thränen.

Was ist dir, Zaide? fragte Jessid, und Zaide trocknete schnell die Wange mit dem Schleier, und zwang ein Lächeln auf ihre Lippen. Was ist dir, Zaide? du hast Kummer?

Wer, Herr, könnte da Kummer haben, wo du bist? Jessid wischte ihr noch eine Thräne ab, die ihrem Auge noch entfloß. Und ist

es Kummer, fuhr Zaide fort, so wäre es der, von dir übersehen zu werden.

Und warum hast du dich nicht gezeigt? fragte lächend der Monarch, und ergriff Zaidens Hand. Ich werde dich von nun an nicht mehr übersehen. Zaide schlug das Auge nieder, und zog unmerklich ihre Hand aus Jessids Hand. Ich bin nicht gewohnt, um ein Herz zu betteln! sagte sie halb scherzend, und Jessid schwieg, weil ein sonderbares Gefühl in seiner Brust diesem wunderbaren Mädchen Recht gab. So bitt ich um dein Herz! sagte er endlich, und ergriff ihre Hand zum zweitenmale. Zaide seufzte, und nach einem Minuten langen Stillschweigen lispelte sie: wenn du es verdienst!

Und Jessid beschloß, Zaidens Herz zu verdienen. Er legte jeden Morgen ihr ein reiches Geschenk von Perlen und Edelgesteinen zu Füßen; die prächtigsten Feste wurden Zaiden zu Ehren gegeben; die Sultaninnen erhielten Befehl, Zaiden zu ehren, und Zaide blieb traurig. Endlich, überwältig von Jessids Wohlthaten, und ohne Hoffnung für ihre geheime Lie-

be gegen Said, sprach sie: du hast mein Herz verdient; ich liebe dich, Jessid! und Jessid schwamm in einem Himmel von Entzücken. Jetzt, jetzt, Hassan, rief er, weiß ich, was Glück heißt: geliebt zu seyn! Ich bin geliebt und glücklich!

Jessids sonstige Geliebte trat zu ihm: geschickt wendete sie das Gespräch auf Zaidens Traurigkeit, und ließ es sich merken, daß sie die Ursach derselben wisse. Jessid fragte, und die boshafte Sultanin erzählte: Zaide liebt, aber nicht dich, Herr! sie liebt einen deiner Sklaven. Die Elende, sie kann noch jetzt den Kummer nicht verbergen, von Said auf ewig getrennt zu seyn.

Von Said? fragte mit wilden Blicken der ergrimmte Jessid, Said heißt der Elende, dem die Unwürdige mich aufopfert? man lasse ihn kommen! Said kam. Jessid war kühler geworden. Du liebst eine Sklavin aus meinem Harem, wie hast du sie kennen gelernt?

Sie war die Tochter meines Nachbars. Wir sahen uns alle Tage in den Gärten unserer Häuser, die zusammenstießen.

Und wie erhieltest du ihre Liebe?

Wie soll ich dir das sagen, Herr! — Ich liebte sie — sie sah meine Ehrfurcht, mein Schweigen; mein Entzücken, wenn sie lächelte; meinen Kummer, wenn sie nicht heiter war; sie sah, wie sie mein Alles war, und sie gab mir ihr Herz.

Und wie, wenn sie dir ungetreu wäre? —

Nein, bei dem Propheten, das ist sie nicht, und wenn sie es ist, so mag ich nicht leben!

Jessid runzelte die Stirn. Er ließ Zaiden rufen. Wähle, sprach er finster, zwischen mir und ihm! Zaide erblaßte. Sie sah mit einem demüthigen Blick auf den König, und mit einem zärtlich trauernden Blick auf Said. Ja, Herr, rief sie jetzt, und sank schluchzend zu Jessids Füßen, ja, ich liebe ihn, mehr als ich es zu sagen vermag; aber, großer, großer König, verzeihe ihm! laß ihn leben, mein Tod mag dich versöhnen! Sie zuckte einen Dolch. Said und Jessid fielen ihr in den Arm.

Du liebst ihn? und wie hat er deine Liebe erhalten? fragte Jessid kalt.

Er liebte mich, und wer kann der Liebe widerstehen?

Und warum konntest du meiner Liebe widerstehen?

Ich gestehe meine Undankbarkeit; du hast mich mit Wohlthaten überhäuft, mit Gnade überschüttet; aber wer kann für sein Herz? — du warst mein Herr, mein Gebieter; deine Wohlthaten, deine Gnade war Wohlthat, nicht Liebe. Ich ehre dich wie den Propheten; aber Liebe — o verzeihe, Herr! du selbst liebtest mich nicht!

Wie? ich hätte dich nicht geliebt? Erkläre dich!

Nicht so, wie Said mich liebt. Wie soll ich dir das ausdrücken? du bist mein Herr, und vielleicht will Liebe Gleichheit. Wie hätte ich je so vertraut dreist gegen dich seyn können, wie ich es tausendmal gegen Said gewesen bin. Deine Majestät, deine Größe — wir beten dich an, wie einen Engel Gottes; aber —

Warum lieben mich die andern Odalisken? und ich bin ihr Herr wie deiner! Zaide schwieg. Oder glaubst du, daß sie mich nicht lieben? Rede!

Ich kann nur über mein Herz entscheiden!

Und du hast entschieden! Nimm Alles, was du von mir hast, und sei Saids Weib! Du hast mich zum erstenmale dahin gebracht, Jüngling, einen Perser zu beneiden; denn sie wollte für dich sterben! Geht und seid glücklich! Er wendete sich von ihnen, um das finstre Auge ihnen zu verbergen. Sie gingen. Bei Allah! so hat Hassan doch Recht; es ist schwer, ein Monarch und glücklich seyn! und hat Zaide Recht? lieben sie mich nicht, lieben sie nur etwa den König in mir? das soll der morgende Tag entscheiden.

Am andern Morgen stürzte Jessid in das Zimmer der Sultanin, die ihn am zärtlichsten liebte. Verbirg mich, rief er schrecklich: oder ich bin verloren! die Sultanin verbarg ihn. In diesem Augenblicke drangen zwei der edelsten Perser in das Zimmer, und setzten dem bestürzten Weibe die Dolche auf die Brust. Sprich! wo ist Jessid? er muß sterben! riefen sie wüthend. Hier! hier ist er! rief die Sultanin, nur laßt mir mein Leben! und sie führte sie an den Ort, wo Jessid verborgen war.

Er trat hervor. Ist das deine Liebe? sprach er kalt und verächtlich: geh, und entweihe den Namen Liebe nie wieder mit deiner falschen Zunge. O Zaide, du hattest Recht!

Jessid entließ noch denselben Tag alle seine Weiber, und sie gingen alle fröhlich, weil ihnen Jessid erlaubte, ihre Schätze mit sich zu nehmen. Hassan! Hassan! rief er: auf dem Throne wohnt das Glück nicht! Wo soll ich es suchen? Er verschloß sich einen Monat lang in den dunkelsten Saal seines Hauses, und rief tausendmal: wie gern gäbe ich alle Pracht für ein Herz, das mich liebte!

Und dieses Herz fand Jessid nicht, so sehr er darnach suchte. Wohin er blickte, fand er Blicke, die ihm entgegenkamen, aber nie ein Herz. Ich muß es aufgeben, ein Weib zu finden, das mich liebt! sprach er zuletzt mit einer schmerzhaften Empfindung. Diese Empfindung hatte um sein Herz eine Rinde von Kälte und Bitterkeit gezogen, die ihm durch die abgemessene Ehrerbietung seiner Freunde sichtbar wurde. Er fand bei ihnen nicht mehr diese vertrauliche Ergießung ihrer Herzen, die

ihm sonst so wohlgethan, und ihn über den Mangel der Liebe getröstet hatte. Er wurde aufmerksam auf den Grund der Entfernung seiner Freunde, und er kam mit neuem Schmerze auf die Vermuthung, daß er keine Freunde gehabt habe. Er fand Gehorsam, Eifer ihm zu dienen, Zutrauen, Redlichkeit bei ihnen, aber keine Liebe.

Lange, sehr lange Zeit ging hin, ehe er es über sich erhalten konnte, auch seinen vertrautesten, geliebten Jassuph unter diese Zahl der Menschen zu rechnen, die ihm gehorchten, ohne ihn als Freund zu lieben. Liebster Jassuph, sagte er eines Abends zu ihm, und fiel ihm mit nassen Augen um den Hals: ich bitte um deine Freundschaft, wie ein Bettler um eine Wohlthat. Gebrauche alle Rechte der wechselseitigen Freundschaft gegen mich, ich bin nichts als Jessid; der König von Persien hat mit Jassuph nichts, und Jassaph mit dem Könige nichts. Ich schwöre dir bei dem Paradiese, ich werde nie den König mit dir spielen!

Jassuph legte die Hand an die Stirn und schwur, sein Freund zu seyn. Nach einigen

Tagen ließ er Jassuph rufen. Jassuph, ich liebe, rief er dem Herbeieilenden entgegen, ich liebe das schöne Weib des Halem. Geh, eile, entführe das Weib! wie du willst, was du willst, nur schone meines Namens dabei!

Jassuph erblaßte. Halems Weib? fragte er zögernd: Halems, der sich für dein Volk aufopfert? Herr, wie kannst du, der Spiegel der Gerechtigkeit —

Ich liebe, theurer Jassuph, und du wirst wollen, wenn du mein Freund bist!

Eben weil ich dein Freund bin, sagte Jassuph furchtsam, darf ich nie in eine Handlung willigen, die dich — nicht ehrt.

Jessid flehte, und Jassuph schlug standhaft ab. Deinen Kopf oder Halems Weib! rief auf einmal der König in scheinbarem Zorn, und wendete sich schon triumphirend ab.

Jassuph eilte fort, und am Abend war Halems Weib in Jessids Harem. Halem empfing sein Weib aus Jessids Händen den Augenblick zurück. Jessid stand vor Jassuph, und betrachtete ihn mit finstern Blicken; er reichte ihm die Hand, und sagte mit Wehmuth zu

ihm: dem Freunde schlugst du ab, was du dem Könige bewilligtest! Geh, Jassuph, du bist mein Freund nicht, du bist mein Unterthan! Geh Perser!

Und würdest du mich so kalt gehen lassen, wenn du selbst mein Freund wärest, antwortete Jassuph zitternd; du liebtest den Unterthan, nicht Jassuph. Er ging.

Jessid zog sich jetzt von allen Menschen zurück, da er nicht Mensch seyn konnte. Er war von jetzt an nichts als König; die einzige Tugend, die er liebte und ausübte, war Gerechtigkeit. Zwar zog ihn sein Herz noch immer zu den Menschen von Zeit zu Zeit zurück; allein sein Argwohn, seine ungeheuern Foderungen an die Menschen, die mit jedem vergeblichen Versuche immer strenger wurden, machten jeden Versuch, ein Herz zu gewinnen, unnütz, und Jessid zog sich immer mehr in sich zusammen, und zog um sich her ein undurchdringliches Gewebe von kalter Bitterkeit, das Grab jedes sanftern und hingebenden Gefühls, so wie der Seidenwurm sich in sein eigenes Grab hüllt. Seine Gerechtigkeit, die nicht von der sanfte-

ren Güte, und von dem schönen tröstenden Mitgefühl gemildert wurde, schien seinen Unterthanen eine ungerechte Strenge. Sonst hatte Jessid eben die Urtheile gesprochen, die er jetzt sprach; allein sonst sprach er ein strenges Urtheil mit einem sanften bedauernden Blicke, und der Verbrecher prieß Jessids Güte; jetzt sah er ernst, der Ton, mit dem er den Spruch sagte, war rauh, und der Verbrecher klagte über Unrecht, und das Volk war auf seiner Seite. Der Lasterhafte, der es bis jetzt nicht gewagt hatte, hervorzukommen, bekam Muth durch diese Stimmung des Volks; er lästerte Jessids Thaten, verkleinerte seine Tugenden, und vergrößerte seine Fehler. Jessid hatte keinen warnenden Freund mehr; seine Räthe waren nur seine Diener; er sah die Stimmung des Volks gegen sich nicht, und da er sie erblickte, erbitterte sie ihn, statt ihn zu bekehren. Die Ungeheuer! rief er, sie sind des gerechten Jessids nicht werth, sie verdienen die Nächte nicht, die ich ihretwegen durchwache, die Tage nicht, die mir um ihretwillen freudenlos dahin laufen.

In dieser Stimmung hatte Jessid über ei-

ne ausgebrochene Unruhe in der Hauptstadt zu sprechen, und er sprach als ein gekränkter König, als ein Menschenfeind, als der strengste Richter, ein blutiges Urtheil. Die Stimme des Aufruhrs wurde leiser, aber allgemeiner; unter ihrem Schutze fing der Habsüchtige an zu plündern, der Große an, das Volk zu drücken, der Ungerechte Verbrechen zu begehen, sicher, daß sie unter dem Volke, das sie drückten, Schützer, Vertheidiger, oder doch wenigstens Mitleidige finden würden.

Jetzt fand Jessids rächendes Schwerdt der Gerechtigkeit täglich neue Opfer; es vertilgte die Verbrecher, ohne je das Verbrechen zu treffen. Sein Thron war sein Unglück; denn er war nichts als ein blutiger Richtstuhl geworden. Die Unruhen nahmen zu; die entfernten Provinzen fielen ab. Kaum war Jessid und mit ihm der Sieg da, so rief ein Aufruhr ihn nach der Hauptstadt zurück.

Bei Gott! rief er eines Abends, da er hatte Hunderte hinrichten lassen: ich bin es müde, der Henker dieser wilden Tieger zu seyn! sie mögen sich unter einander zerfleischen! ich

bin es müde, ihnen Gerechtigkeit aufzuzwingen, für die sie kein Herz haben. Er ging in seine Schatzkammer, er trug mit Hülfe zweier Sklaven so viel Gold und Edelgesteine heraus, als ein Kameel tragen konnte. Er belud das Thier damit, setzte sich zu Pferde und verließ die Gränze seines Reichs, wie ein Gefangener sein Gefängniß verläßt, und ging nach Arabien.

Hier will ich leben! rief er auf einmal mitten in einem palmenreichen kühlen Thale, hier will ich vergessen, daß es außer mir Menschen giebt! Er ließ sich unter vier schönen Palmen von seinen Sklaven eine Hütte aufrichten; er gab ihnen einen Theil seines Goldes, schenkte ihnen die Freiheit, und hieß sie gehen.

Nun war er allein; zuerst fing er an, sein Gold und seine Edelgesteine in eine Höhle zu verbergen, die er gegraben hatte. Er fand, wie er sie dahin trug, unter den Edelgesteinen auch die Schreibetafel, welche ihm Hassan der Weise bei seinem Sterben geschenkt hatte. Ihm fielen des Weisen letzte Worte wieder ein, und er eröffnete die Schreibetafel, setzte sich unter die Palmen, und las diese Worte:

Jessid, der Ewige gebe, daß meine Hoffnungen von dir erfüllt werden! du hast ein Herz, das Glück der Millionen zu machen, welche dir der Ewige anvertraut hat. Sei ihr Vater! und der Tod wird dir ein lächelnder Engel des Paradieses seyn! — Wenn du dieses liesest, so bist du mit deinem Schicksale unzufrieden; ich wollte, du läsest meine Worte nie. Ich sagte dir: sei ein Mensch, um glücklich zu seyn! ich wiederhole dir noch einmal diese Worte. Es ist eine schwere Kunst, ein Mensch zu seyn; allein auf einem Throne lernt sie sich am allerschwersten! Tugend, Liebe, und Freundschaft, an diese drei Dinge hat der Ewige die menschliche Glückseligkeit gebunden. Tugend, die glücklich machen soll, fodert Aufopferungen von dem, was man als Mensch besitzt, und der Monarch bezahlt fast immer mit fremden Gütern; er ist nur gerecht, wenn er seine Pflicht erfüllt hat, und noch darum kein guter Mensch. Dein Herz, Jessid, verlangt Liebe, dein Geist Freundschaft. Die Krone erwirbt gewöhnlich Diener statt Freunden, und genießt Wollust statt Liebe! Lerne es,

einen Freund und ein Herz zu verdienen; handle so, daß die Menschen es vergessen, daß du König bist. Schenke ihnen kein Gold, keine Ehrenstellen: sie sind nicht dein; — schenke ihnen von deinem Eigenthum, die Empfindungen deines Herzens, dein Herz: es ist allein dein! Mit allem Golde Persiens kaufst du keine Liebe: Liebe kauft Liebe, und Freundschaft nur Freundschaft. Fühlst du dich stark genug, den Verlust dieser Güter zu tragen, so begnüge dich an dem großen Gefühl, der Schutzengel von Millionen zu seyn, ihnen Gutes zu thun, ohne Lohn von ihnen zu erhalten: wird dein Herz bitter gegen die Menschen, so verlaß den Thron; geh in die Verborgenheit, da wohnt die menschliche Glückseligkeit; denn da wohnt Tugend, Liebe und Freundschaft! Lebe wohl, Jessid!

Jessid las Hassans Brief dreimal, und er gerieth in ein Labyrinth von Gedanken. Bald wünschte er sich auf den Thron zurück, um wieder der Schutzengel der Millionen zu seyn; bald wünschte er den Augenblick, wo die Verborgenheit ihm auf den Gipfel der menschlichen

Glückseligkeit führen sollte. Er durchflog sein Leben, und sah wo er gefehlt hatte, ohne noch sich alle Schuld beizumessen. Wie? sagte er: habe ich nicht die Undankbaren mit den liebevollsten Empfindungen meiner Seele überschüttet? habe ich ihnen nicht mein Herz entgegengetragen? Und was war mein Lohn? doch vielleicht fühlen sie jetzt meinen Verlust, und belohnen noch jetzt meine Liebe durch ein dankbares Andenken.

Dieser letzte Gedanke wurde so stark, besonders da Jessids Eitelkeit dabei verflochten war, daß er beschloß, unerkannt nach Persien zurückzukehren. Er vergrub sein Gold, färbte sein Haar und sein Gesicht, und kam unter dem Namen Hulkem in Persien an. Er fand das Land voll Partheien. Wenige wünschten ihn zurück; die meisten lobten oder tadelten ihn, nachdem sie Anlaß dazu zu haben glaubten, ohne auf seinen Charakter Rücksicht zu nehmen; viele hießen ihn einen Tyrannen. Er kam nach Ispahan. Hier, glaubte er, unter den Tausenden, denen er Gutes gethan hatte, würde sein Andenken rühmlich seyn, und er

fand zu seinem Erstaunen nur Einen, der sein Freund war, und das war Said.

Man wollte zur Wahl eines neuen Königs schreiten. Said widersetzte sich allein den Fürsten und dem Volke, und verlangte, noch ein Jahr auf Jessids Zurückkunft zu warten. Der König wurde gewählt, und Said, der großmüthige Said rief: Jessid, wenn ich dir nicht helfen kann, so will ich dich wenigstens rächen. Er zuckte einen Dolch und rannte ihn dem neuen Könige in die Brust. Das Volk zerriß ihn in Stücke. Hulkem schlug sein Auge gen Himmel, und sagte leise: ich hatte einen Freund; du zeigst ihn mir, um ihn mir zu rauben. Er lief nach Saïds Hause und fand Zaiden voll Erwartung an der Thüre. Eben erzählte ein Nachbar ihr das traurige Schicksal ihres Mannes. Allah, sei gelobt! rief sie: könnt ich, wie er, für den besten der Menschen sterben! für Jessid sterben! Sie rannte einen Dolch in ihre Brust.

Jessid war betäubt von den raschen Schlägen des Schicksals an eine Säule des Hauses gesunken. Zaidens Schwester stürzte jetzt aus

dem Hause hervor, warf sich lautschreiend auf den Leichnam, umarmte ihn, küßte die blassen Lippen, die starren Augen, und sank endlich ohnmächtig auf den Körper nieder. Niemand wagte es, aus Furcht vor den Verwandten des ermordeten Königs, dem unglücklichen Mädchen zu helfen. Jessid allein trat näher hinzu; er nahm das leblose Mädchen in seine Arme, und trug sie eilig aus Ispahan. Hier setzte er sie an eine Zisterne, bespritzte sie mit Wasser, und sie schlug zwei schöne schmachtende Augen auf Jessid.

Jessid nannte ihr seinen Namen Hulkem, und er beredete Zulima, so hieß das Mädchen, ihm zu folgen, und von ihm die Liebe und Vorsorge eines Bruders zu erwarten. Nach einigen Tagen kamen Beide in Jessids Hütte an. Die kleinen Geschäfte der Haushaltung, die Zulima übernahm, zerstreueten die Wolken des Kummers, die auf ihrer schönen Stirn hingen, schneller und sicherer als die weisesten Vorstellungen von Jessid.

Zulima war eine von den natürlichen, schönen Seelen, die aus nichts Arges haben, die

alle Menschen als eine große Familie betrachten, Alles für sich allein zu thun glauben, und doch aus natürlicher Güte immer für Andere handeln. Sie war aus den Armen einer guten Mutter, welche sie zärtlich liebte, in die Arme ihrer Schwester gekommen, die ihr Mutter und Schwester zugleich war. In den Armen der häuslichen Liebe erzogen, wußte sie nicht, was Unglück war, und ihre ersten Thränen flossen über den Tod ihrer Schwester. Alle Anstalten also, die Jessid für ihre Bequemlichkeit, für ihr zufriedenes Leben traf, schienen ihr so natürlich, daß sie gar nichts, am wenigsten an Dankbarkeit, dabei dachte. Er bauete hier an dem Falle des Bachs eine Laube von Rosen, Baumwollenstauden und Jasmin; er führte sie hinein; er glaubte, sie sollte mit einem dankbar zärtlichen Blick auf ihn sehen, und Zulima sagte nichts, als: o das ist hier schön! hier will ich ganze Tage bleiben!

Jeden Tag, nach einer kleinen Arbeit für sie, fragte er: Zulima, wenn Said noch lebte, würdest du noch zu ihm zurückkehren? und Zulima antwortete jedesmal richtig: ach, mit

welcher Freude würde ich nach Ispahan zurückgehen! — Auch wenn ich hier bliebe? — Du könntest ja mit mir gehen, Hulkem! — Das könnt ich nicht! — Nun, so könntest du uns ja von Zeit zu Zeit besuchen! und Hulkem ging jedesmal traurig davon. Hassan! rief er dann, hälst du mir so Wort? und er sah nicht, wie sehr ihn Zulima schon liebte; er sah nicht, wie ängstlich sie auf seine Zurückkunft hoffte, wenn er sie verlassen hatte; wie freudig sie ihm entgegeneilte, wenn er wiederkam; wie sie Hulkem in alle ihre kleinen Träumereien verwebte; wie sie nur wünschte, Zaiden wieder zu sehen, um mit ihr von nichts als von Hulkem zu sprechen, das Alles sah er nicht, nur hörte er noch immer Zulima von Zaiden und Said sprechen.

Hulkem saß bei Zulima: er drückte ihre Hand an sein Herz, und Zulima lächelte zufrieden; er stand vor ihr, betrachtete sie mit dem finstern stillen Blicke der sorgsamen Liebe, und Zulima schaute ihn mit heitern großen Augen an, und lachte endlich laut, daß er sie so ansah; er flocht ihr einen Gürtel von Seide,

und sie trug ihn nur einen Tag, weil er sie drückte, und Hulkem rief: sie liebt mich nicht! Er sagte es ihr einmal: du liebst mich nicht, Zulima! und Zulima lächelte, und sagte scherzend: du weißt nicht, was du sagst.

Der stille Gram über Zulima's Kälte nagte an seinem Herzen, und Hulkem sank krank auf sein Lager. Was ist dir? fragte Zulima ihn ruhig. — Er reichte ihr die Hand, und sagte, mißmüthig über die Ruhe in ihrem Gesicht: ich bin krank, ich werde sterben! Zulima erblaßte; starr sanken ihre Arme nieder, ihre Kniee zitterten, ihre Augen waren starr, und blieben auf ihn geheftet, ihre Brust schlug hoch, sie legte matt die Hand auf die Brust, faßte ihr Gewand, als ob sie sich Luft verschaffen wollte; endlich flossen große Thränentropfen langsam aus ihrem gefrorenen Auge. Hulkem! rief sie auf einmal mit einer fürchterlich ängstlichen Stimme: so sterb ich zuerst!

Hulkem faßte sie in seine Arme, er drückte sie an seine Brust; er küßte ihr die Thränen aus den Augen, er sprach ihr Muth ein, und es gelang ihm, sie zu beruhigen. Da saß sie

an seinem Lager, ganz Liebe. Der Gedanke an seinen Tod hatte alle Empfindungen der Liebe lebendig gemacht und von den übrigen Empfindungen ihrer Glückseligkeit abgesondert. Was wäre ich ohne dich, Hulkem? Ich kann ohne dich nicht leben! du bist mir Alles; das waren die Gedanken, die sie durch ihre Phantasie auf tausendfache Weise an seinem Lager ausmahlte. Sie verließ sein Lager nicht mehr, bei Tage nicht, bei Nacht nicht. Er durfte nicht aufstehen, so gesund er sich auch wieder fühlte, und die Liebe machte aus dem Krankenlager ein Brautbett.

Gott, Hassan! rief Hulkem nach einigen Tagen, und hatte sein junges Weib fest an sein Herz gedrückt: wie Recht hattest du! die Liebe macht glücklich! Nein, bei dem Propheten! ich bedarf nichts weiter als dieses Herzens! keines Freundes, keiner Tugend mehr, um glücklich zu seyn. Zulima ist mein Freund, und meine Liebe meine Tugend.

So lebte der glückliche Hulkem drei Jahre. Zulima hatte ihm eine Tochter geboren, ein neues Band ihrer Glückseligkeit. Die Sorgen

der Haushaltung wurden größer. Zulima beschäftigte sich mit ihrer Tochter, und es kamen Stunden, wo Hulkem allein und unbeschäftigt war.

Ein junger Araber war sein nächster Nachbar. Hulkem besuchte ihn von Zeit zu Zeit, und mit jedem Besuche wuchs die Begierde, ihn zu sehen. Ihre Gespräche betrafen die Moral, Menschenglückseligkeit. Der junge Araber hatte ganz andere Meinungen als Hulkem, und vertheidigte sie mit großer Hitze. Oft gingen sie auseinander mit dem festen Vorsatze, sich nicht wieder zu sehen. Abul, so hieß der Araber, behauptete, man müsse tugendhaft seyn, aus bloßer Pflicht gegen die Gottheit. Freundschaft sei eine Thorheit, und Liebe ein eitler Wahn, die den Menschen mehr an der Erfüllung der eigentlichen Tugend hinderten, als daß sie selbst Tugenden wären. Ich thue meinem Weibe wohl, sagte er: nicht aus Liebe zu ihr, sondern aus Liebe zu dem empfindenden Weltall. Ich habe keine Freunde; ich würde meinem Feinde meinen Freund aufopfern, wenn es nützlich wäre.

Hulkem hingegen behauptete, daß diese Tugend nur für die Gottheit wäre, und daß der Mensch mit seinen eingeschränkten Kräften dieser allgemeinen Liebe nicht fähig sei, daß sein Herz nur einzelne Menschen mit Liebe umfassen könnte.

So hitzig sie Beide ihre Meinungen gegen einander verfochten, so konnten sie dennoch nicht von einander bleiben, und Abul, troz der Erklärung, daß er in Hulkem nur den Menschen, und ihn nicht mehr liebte als Andere, schlug einen Abend sein Zelt dicht an die Wohnung Hulkems auf, und gab zur Ursache eine bessere Weide in diesem Thale an, und Hulkem, troz der Erklärung, daß er diesen Abul nicht lieben könne, zitterte vor Angst, da Abul einmal krank war, und verließ sein Lager nicht einen Augenblick.

Eine Begebenheit öffnete beiden Freunden die Augen. Die Perser hatten eine arabische Karavane überfallen, und alle Araber ermordet. Wo ein Araber einen Perser antraf, da übte er die Blutrache an ihm aus. Einen Abend kam Abul ganz athemlos zu Hulkem.

Rette dich, Hulkem, mein Stamm hat geschworen, dich morgen zu tödten. Zulima fiel schreiend Hulkem um den Hals, seine Tochter wand sich um seine Kniee. Ein Kameel wurde mit Hulkems Schätzen beladen, und noch die Nacht trieb Abul sie fort, und begleitete sie über die Gränze. Ich habe gethan, sprach jetzt Abul, was ich dir als Menschen schuldig war. Laß dich nicht wieder bei mir sehen! ich habe als Bürger eben so heilige Pflichten. Ich würde dich nicht verbergen. Leb wohl! so sprach er mit nassen Augen, und kehrte noch dreimal zurück, um dem bestürzten Hulkem mit zitternder bewegter Stimme zu sagen, daß er ihn an seinen Stamm verrathen würde.

Hulkem blieb drei Tage in seinem neuen Aufenthalte. Am vierten Tage aber ging er Mittags weg, und kam mit der Nacht vor Abuls Zelt. Er trat hinein, und Abul sprang ihm mit einem Freudengeschrei entgegen. Hier bin ich, sagte Hulkem, ich muß dich sehen und sprechen. Nun verrathe mich, wenn du willst.

Dich verrathen? Mann, den ich mehr liebe als mich selbst! du wagst dein Leben, um

mich zu sehen, und ich verlasse das Land der Freiheit, um mit dir zu leben. Mit diesen Worten sank Abul in Hulkems Arme, und Beide schluchzten vor Freude. Abul hatte schon alle Anstalten zur Abreise getroffen, und den andern Morgen war Abul und Hulkem schon über der Gränze.

Sie zogen in die Gegend von Bagdad. Hier wohnten sie Beide mit ihren Familien in glücklicher Eintracht, und wurden die Wohlthäter der ganzen Gegend. Sie ließen ein Haus bauen, wo alle Arme Hülfe, Nahrung und Trost fanden; seine Thore standen immer offen. Hulkem wohnte mit Zulima und Abul in einer kleinen Hütte, in dem schönsten Gebüsch von Asien. Hulkems liebstes Geschäft war, seine Tochter zu bilden, ihr Herz empfänglich für alles Gute und ihren Geist für alles Schöne zu machen.

Von Jahr zu Jahr zogen diese glücklichen Menschen den Kreis, worin sie sichtbar wurden, immer enger; nur der Kreis ihrer Wohlthaten wurde immer weiter. Hulkem begrub als ein Greis seinen Freund und seine Zulima. Sei-

ne Tochter war das einzige Band, das ihn am Leben noch festhielt. Sie war ihm, wie ein schöner Traum, der das Erwachen verzögert und die letzten Minuten des Morgenschlafs schön macht.

Endlich gab Hulkems Tochter ihre Hand und ihr Herz einem edeln Jünglinge, der den Muth gehabt hatte, des edeln Greises Wohlthätigkeit übertreffen zu wollen. Hulkem wendete die letzten Augenblicke seines Lebens noch dazu an, den Mann seiner Tochter über das menschliche Glück zu belehren, und dann starb er, froh, sein Herz, seine Tochter und seine Schätze den Unglücklichen um Bagdad in den Tugenden und in der Weisheit seines Schwiegersohnes zurücklassen zu können.

Sein Grab liegt am Wege von Bagdad nach Ispahan, die Worte: Tugend, Liebe, Freundschaft machten mich glücklich! stehen auf dem Steine eingegraben. Ein Rosengebüsch umgiebt den Stein, und der Stein ist zu einer Zisterne gehauen, worein ein kühler Bach sein gesundes Wasser ergießt. Darneben steht

die große Karavanserai, die noch jetzt Hulkems Haus heißt.

Hier halten alle Karavanen an, trinken aus Hulkems Grabe, waschen sich da und beten, und die Armen sagen hier jedesmal: Allah! gieb den Armen doch nur einen Hulkem zurück!

XIII.

Hulkem.

Mein Vater, mein Vater, rief Hassan, und warf sich dem ehrwürdigen Abul-Bedir an den Busen: wie unglücklich bin ich! Ein unermeßlicher Schatz an Edelgesteinen und Gold ist mein! Palläste, Landgüther, Bäder und die wollüstigsten Gärten, um die mich Kalifen beneiden, hat mir mein Vater hinterlassen; auf allen Straßen treiben meine Kameele, in allen Häfen liegen meine Schiffe, und ich werde nicht einer Stunde froh. Du warst der Freund meines Vaters, sei auch der meinige! rathe mir; denn ich bin nicht glücklich!

Abul-Bedir lächelte, und drückte dem Jünglinge die Hand. Und sind in dem Raume deiner Besitzungen noch Unglückliche, die Mangel leiden?

Eben das! ich leide keinen Mangel und bin unglücklich wie sie.

So lange noch ein Unglücklicher lebt, dem du helfen kannst, so lange bist du nicht unglücklich. Kennst du Hulkem?

Den das Volk den Weisen nennt?

Eben den! thue was Hulkem thut, und du wirst glücklich seyn! Aber, Hassan, ehe du gehst, thue, was Hulkem thut, auch so, wie es Hulkem thut. Du kannst es!

Hulkem wohnte zwei Tagereisen von Bagdad in einer schönen Ebene, von Gehölzen, Hügeln und schattigen Thälern durchschnitten. An der Straße stand Hulkems Haus mit so viel Thüren, als Straßen vom Innern des Landes sich da durchkreutzten. Schattige Palmen standen in Reihen um das Haus her, und unter den Palmen Sitze von duftendem Rasen; unter den Palmen waren Brunnen gegraben, aus denen kühles Wasser hervorspritzte, die Kameele der Reisenden zu tränken. In den großen Sälen des Hauses waren weiche Matten am Boden verbreitet, zum Lager der Reisenden, und Polster, das müde Haupt zu stützen. Hundert Sklaven wohnten in Hütten umher, luden mit freundlichen Worten die Rei-

senden ein, ihre Kameele in Hulkems Brunnen zu tränken, auf Hulkems Polstern auszuruhen, von seinem Brodte zu essen, und die Milch seiner Schaafe zu trinken.

Die Reisenden kamen, und reitzende Sklavinnen reichten ihnen Wasser sich zu waschen, bereiteten ihnen ein wohlriechendes Bad, und ergötzten sie mit Tänzen, Gesang und Lautenspiel, bis der Schlaf ihre müden Augen verschloß. Am frühen Morgen weckte sie der sanfteste Gesang der Laute, ein Bad stärkte sie und wohlschmeckende Speisen, und sie gingen ihre Straße, und Hulkems Name ging mit ihnen in alle Länder; Hulkem, der Glückliche, der Gute, der Weise! hieß es in allen Sprachen!

Da hörte Hassan von Hulkem, und er lag auf seinem Polster und sann, ob ihn Hulkems Leben glücklich machen würde. Ja! rief er: ja! ich werde glücklich werden; mein Name wird den Erdkreis durchfliegen, auf dem schneeigen Gipfel des Ural werden Reisende in ihren Hütten mich segnen, und im äußersten Arabien soll der gastfreieste Araber sagen: Hassan ist gastfreier, wie ich!

So sprach er, und sogleich sandte er Arbeiter auf die andere Seite Bagdads, wo die Straßen von allen Häfen des Meers zusammenliefen. Schneller werde ich hier berühmt, als Hulkem dort; mein Name fliegt durch das Meer in alle Länder, in alle Palläste der Großen, wenn Hulkems Name sich in den ärmeren Hütten verliert.

Ein stolzer Pallast von Marmorstücken erhob sich; hundert Thore waren die Eingänge, vier hundert schwarze Sklaven, prächtig gekleidet, bewachten die Eingänge, und luden die Reisenden ein, in Hassans Pallast zu kehren, und seiner Freigebigkeit zu genießen. Ein stolzes Bad von Marmor erhob sich in der Mitte des Pallastes; hier badeten schöne Sklavinnen den Reisenden, eine prächtige Musik schallte beständig aus allen Sälen des Pallastes, an jedem Morgen reichte ein Sklave dem Reisenden eine Tapete, worin Hassans Name gestickt war, als ein Andenken von Hassan. Oben über den Thoren des Pallastes stand in goldenen Buchstaben: Serai für die Reisenden von Has-

san, dem Wohlthätigen, dem Helfer aller Unglücklichen, dem Sohne Belkub.

Tausende eilten aus Bagdad herzu, staunten die Pracht Hassans an, und badeten und aßen und tranken in Hassans Pallast. Die Reisenden verweilten bei Hassans Serai, und bewunderten seine Pracht. Hassan war glücklich; er ging stolz in dem Schatten der Palmen rund um den Pallast her, und zeigte den Fremden die Wunder des Hauses; empfing am Morgen ihren Dank, und sah ihnen vergnügt nach, bis eine neue Karavane von Reisenden seine Blicke auf sich zog.

Eines Tages kam ein Greis die Straße herab zu Hassans Pallaste. Von weitem blieb er stehen, und betrachtete die Pracht und den stolzen Schatten der Palmen, und die Marmorbank im Schatten, mit weit aufgerissenem Auge. Hassan näherte sich ihm von der Seite und sagte: wollt ihr nicht heran, Alter?

Darf ein armer Greis es wagen? fragte der Alte.

Und hast du nicht die Aufschrift an Hassans Hause gelesen?

Ich habe sie gelesen; allein — meinst du, daß ich es wagen darf? —

Du darfst — Hassan ist, wie die Sonne des Himmels, wohlthätig für den Reichen und für den Armen.

Der Greis ging näher unter den Palmen; aber immer mit furchtsamem Schritte. Er stand vor einer Marmorbank; aber er setzte sich nicht eher nieder, bis ein Sklave ihn nöthigte, sich auszuruhen. Hassan winkte einem Sklaven, und flüsterte ihm ins Ohr. Der Sklave nöthigte den Alten, in das Haus zu kommen; er führte ihn im Pallaste umher, und zeigte ihm die Pracht der Säle; dann brachten eine Menge Sklavinnen ihn in ein wohlriechendes Bad, und am andern Morgen gab ihm ein Sklave hundert Goldstücke und einen seidenen Rock, und rief ihm nach: geh, Alter, und segne Hassans Wohlthätigkeit!

Jenseits der Palmen begegnete Hassan dem fröhlichen Alten. Nun, fragte Hassan mit

Lächeln: ist es eingetroffen, was ich dir von Hassan sagte? —

Mehr als eingetroffen, sagte der Greis; sieh, hier sind hundert Goldstücke, und dies Kleid, ein Geschenk des großmüthigsten aller Sterblichen, Hassans.

Hassan trank mit langen Zügen sein Lob in sich, und so kamen Beide in ein waldiges Thal, wo Hassan ein Paar Sklaven versteckt hatte, mit dem Befehl, dem Alten seine hundert Goldstücke abzunehmen, damit er Gelegenheit hätte, das Erstaunen des Alten, durch das Geschenk einer doppelten Summe zu vermehren. Die Sklaven stürzten hervor, und setzten dem Alten einen Dolch auf die Brust. Hier sind hundert Goldstücke, sagte der Alte zitternd, ein Geschenk des großmüthigen Hassans. Nehmt sie, und laßt mich dann gehen. Die Sklaven nahmen den Beutel, und besahen den Rock. Der Alte zog ihn aus, und gab ihnen denselben. Hast du noch etwas von Werth? fragten die Sklaven, und fingen an, den Alten zu durchsuchen. Nun sank der Alte auf die Kniee, und bat mit Thränen, ihm lieber das Leben

zu nehmen, als dieses eine Goldstück; er zog es aus seinem Busen, wohin er es sorgfältig verborgen hatte.

Die Sklaven nahmen den Beutel, den Rock, und durchsuchten auch Hassan zum Schein, und beraubten ihn, und nun gingen sie in das Gebüsch zurück. Laß uns eilen, sagte der Alte zu Hassan, der Prophet sei gelobt! ich habe dieses Goldstück gerettet. Laß uns zu Hassan zurückkehren, sagte Hassan, er wird unsern Verlust doppelt ersetzen; allein der Alte eilte vorwärts, und verbarg sein Goldstück noch sorgfältiger in seinen Turban.

Aber was macht dir das eine Goldstück so werth, fragte Hassan neugierig. Es ist ein Geschenk von Hulkem, dem Weisen, dem Guten! — Von Hulkem? rede, und warum waren dir Hassans Geschenke so gleichgültig?

Weil, weil — sie eine Wohlthat waren; doch das war Hulkems Goldstück auch. O du kennst diesen Hulkem nicht; ich gäbe eher mein Leben, als dieses Andenken des guten Hulkems, des besten der Menschen.

Und wie macht es Hulkem, seinem ärmlichen Geschenke diesen großen Werth zu geben?

Er gab mir sein Herz mit diesem Goldstücke. Sieh, ich kam seinem Hause näher, ich sah ihn unter seinen Palmen sitzen; er kam mir entgegen, und bot mir freundlich die Hand, und gleich mit seiner Anrede: guten Abend, mein Bruder! gewann er mein Herz. Seine Augen leuchteten vor Freude, wie er mich in den Schatten seiner Palmen führte. Er setzte sich neben mich auf einen freundlichen Rasen, und fragte: wohin ich wolle, woher ich käme? Ich erzählte ihm mein Schicksal, den Verlust meines Sohnes, der über Bagdad eine Reise nach Persien gemacht hatte, nicht wieder gekommen war, und dessen Tod ich in Ispahan erfahren hatte; er weinte in meine Thränen. Ich wollte in das Haus hineintreten, um mich zwischen die Fremden niederzulegen; allein er bat mich, mit ihm in sein Haus zu treten, das er einige Bogenschüsse von dem Gasthause hat. Du bedarfst Trost und Liebe und Thränen! sagte er; ich bin unglücklich wie du, der Allmächtige hat mir auch einen einzigen Sohn

geraubt. Komm, laß uns unsere Thränen um den Verlust unserer Kinder mischen. Meine Tochter soll uns trösten, und du sollst sie segnen. Ich ging mit ihm, seine Tochter bereitete das Essen, und gab uns Wasser, und sang zu der Laute, und ich schlief diese Nacht zum erstenmale wieder getröstet.

Am andern Morgen, wie ich aufgestanden war und mein Gebet verrichtet hatte, fragte mich Hulkem: und hieß dein Sohn nicht Abid? ein langer Mann, mit großen schwarzen Augenbraunen? Ich bejahete es. — Der große Prophet sei gelobt, rief Hulkem, so kann ich mich einer Schuld entledigen, die schon lange mein Gewissen drückt. Seine Tochter sprang auf und holte einen Beutel, mit hundert Goldstücken, und brachte ihn ihrem Vater. Hulkem überreichte mir den Beutel und sagte, daß mein Sohn Abid auf seiner Reise nach Ispahan ihm diesen Beutel gelassen habe, um ihn mir, wenn er in einem Jahre nicht zurückkehrte, zuzustellen. Ich habe ihn dir schon lange senden wollen; allein immer fehlte es an Reisenden, denen ich trauete, sagte Hulkem.

Ich weigerte mich, den Beutel zu nehmen, weil mein Sohn kein Gold bei sich gehabt hatte, und auch diesen Weg nicht gekommen war, und Hulkem vergoß mit seiner Tochter Thränen über ihre mißrathene List. Am andern Morgen wollte ich meine Reise fortsetzen; ich ging in Hulkems Garten um zu beten; ich legte meine Hand an meinen Turban, und fühlte etwas Hartes. Es waren die hundert Goldstücke, die Hulkem die Nacht in meinen Turban verborgen hatte, um mir den Dank zu ersparen. Heimlich legte ich den Beutel unter den Polster, auf dem ich geruhet hatte, nachdem ich eins von den Goldstücken davon genommen, und nun ging ich, von Hulkems Segnungen begleitet, meinen Weg fort.

Hassan sah bei dieser Erzählung finster auf den Boden. Aber warum nahmst du denn Hassans hundert Goldstücke, und schlugst Hulkems Geschenk aus?

Ich weiß es selbst nicht, sagte der Greis nachdenkend, es ist sonderbar! Ich fühlte mich durch Hulkems Geschenk geehrt, es war als ob ich das Gold so wenig achtete, als er selbst;

ich war nicht arm mehr, ich war glücklich; allein bei Hassan, ich fühlte mich arm; Hassans Betragen gegen mich erniedrigte mich, sein Geschenk bezahlte mir nur das Gefühl meiner Niedrigkeit, das er bei mir erregt hatte. Hassan war nichts als gerecht, und Hulkem wohlthätig.

Hassans Pracht, seine Marmorbänke im Schatten, seine goldenen Säle, sein königliches Bad, seine seidenen Tapeten, seine persischen Polster: man staunt, aber man hält alles das nicht für sein; hingegen Hulkems Haus von Holz, seine Rasensitze, seine versteckten Bäder, seine wollenen Decken: man ist bei ihm, wie in seinem eigenen Hause. Hassan thut wohl, um sich selbst zu beglücken, Hulkem, um Andere froh zu machen.

Ich bin Hassan! rief bei diesen Worten Hassan mit einem unmuthigen Blicke, leb wohl, Alter! Er warf dem Alten einen Beutel mit Gold hin und ging eilig davon.

Er warf sich in ein Gebüsch, stützte den Kopf und rief: ein Bettler verachtet meine Wohlthaten, und bietet sein Leben für ein An-

denken von Hulkem. Keine heitre Miene lag den Tag auf seinem Gesichte: sein Pallast hatte die Pracht für ihn verloren, und das stolze Lob der Reisenden, die er bewirthete, floß, ohne Hassan zu rühren, von ihren Lippen. Und doch will ich ihn überwinden, den stolzen Hulkem! rief er voll Bitterkeit. Immer saß er an der Straße, und überschüttete den Reisenden mit Wohlthaten; er nannte den Armen Bruder, er reichte ihm selbst das Wasser, die Hände zu waschen. Die Armen warfen sich dem großmüthigen, wohlthätigen Hassan zu Füßen, und dankten ihm für seine Großmuth und seine Freundlichkeit.

Mein Name wird berühmt werden. Bald bin ich glücklich! Berühmt und wohlthätig wie Hulkem! rief Hassan voll Freude.

Eines Tages saß Hassan im Schatten einer Palme, und dachte mit freundlichen Blicken seines Glücks und seiner Freigebigkeit. Da ging ein Reisender den Weg daher, das Haupt auf der Brust, die Stirn voll Falten, das Auge voll Thränen. Ein Unglücklicher! rief Hassan, er wird bei mir Hülfe suchen;

allein der Fremde sah Hassans prächtigen Pallast nicht, er verweilte nicht bei dem Schatten der Palmen, schnell eilte sein Fuß weiter. Hassan redete ihn an. Der Fremde ließ sich erbitten, sich mit Hassan in den dunkelsten Schatten des Gesträuches zu setzen. Hassan fragte den Fremden um die Ursach seines Kummers, und der Fremde erzählte ihm: Ich heiße Helim; mein ganzes Glück war ein Weib, das schönste Weib in Bagdad. Wir liebten uns wie die Seligen, und waren glücklich wie die Seligen. Eines Abends sitzen wir in dem kleinen Garten an meiner Hütte, und mein Weib singt in die Laute mit ihrer himmlischen Stimme, und ich liege zu ihren Füßen in Blumen, und werfe Blicke voll Liebe auf sie, und begegne ihren Blicken voll Liebe.

Auf einmal wird meine Gartenthür aufgesprengt, und Ibrahim, des Kalifen Liebling, tritt in den Garten. Mein Weib zieht den Schleier über ihr Gesicht, und ich gehe Ibrahim voll Ehrfurcht entgegen, und frage nach seinem Willen. Ich will sehen, ob die Stimme der Sängerin schöner ist als ihr Gesicht.

Mein Weib hebt auf meinen Wink den Schleier in die Höhe; des Günstlings Auge funkelt. Er zieht mich allein, bietet mir tausend Goldstücke für mein Weib. Ich schlage sie aus, und Ibrahim giebt seinen Sklaven Befehle, mir mein Weib zu rauben. Man reißt sie aus meinen Armen, trotz meiner Wuth und ihren Thränen, und sie war verschwunden. Ich klage bei dem Kalifen über Ibrahim; man stellt Zeugen gegen mich auf, die mich verdammen, und der Kalif verbannt mich, bei Verlust meines Kopfs, aus Bagdad.

Bei diesen Worten schlug Helim die Hände vor das Gesicht, um seine hervorstürzenden Thränen zu verbergen. Du Unglücklicher! rief Hassan, und schloß ihn an seine Brust; doch vielleicht ist dir zu helfen. Tritt herein! Hassan führte Helim in seinen Pallast, er führte ihn in die Wohnung seiner Sklavinnen, und sagte: welche scheint dir die schönste? Nimm sie, und vergiß dein Weib!

Helim antwortete finster: wie wenig kennst du die Liebe, großmüthiger Hassan. Des Ka-

lifen schönste Sklavin kann mich nicht glücklich machen, und meinen Kummer nicht lindern.

Hassan bat Helim, einige Tage bei ihm zu verweilen, und Helim blieb. Während der Zeit ließ Hassan von einem seiner Verwalter in Bagdad dem Lieblinge des Kalifen die schönste Sklavin für Helims Weib bieten; allein Ibrahim ließ Hassan bei seinem Leben jede weitere Bemühung in dieser Sache untersagen.

Das habe ich für dich gewagt! sagte Hassan zu dem unglücklichen Helim; ich kann dir nicht helfen. Nimm mein Gold, so viel du willst, und laß mir das Glück, daß ich dir habe wenigstens in Einem Falle nützlich seyn können.

Helim dankte Hassan für seine Großmuth und ging; und Hassan sah ihm nach und dachte: mehr hätte Hulkem nicht thun können!

Wenig Tage nachher kam bei Hassans Pallaste eine Sänfte an, die von einem Reiter begleitet war. Hassan ging den Reisenden entgegen; und er erkannte Helim. Helim sprang vom Pferde und in Hassans Arme: ich bin glücklich, mein großmüthiger Hassan! Ich habe

mein Weib, und ich verlasse Bagdad, und fliehe gern einen zu geliebten Günstling des Kalifen, und seine List. Helims Weib war aus der Sänfte gestiegen, und sie gingen alle drei in die Palmen. Und wie bist du glücklich geworden? fragte Hassan. Der beste der Menschen, Hulkem, hat mich glücklich gemacht; und unter Thränen, und unter Ergießungen seines tiefen Danks erzählte Helim nun Hassan, wie Hulkem ihn glücklich gemacht hatte.

Helim hatte nemlich Hassan verlassen, der ihm nicht helfen konnte, und ging, wohin ihn der Zufall, der Weg und sein Schmerz führten, und nach einigen Tagen stand er in Hulkems Palmen. Hulkem sah den Unglücklichen vorübergehen, und er ging ihm nach und gesellte sich zu ihm, als ob er mit ihm gehen wollte.

Der große Prophet hat Hülfe für jeden Unglücklichen! mit diesen Worten *) grüßte Hulkem den finstern Helim. Für jeden, nur für

*) Im Morgenlande redet man gewöhnlich einen Fremden mit einer Stelle aus dem Koran an.

mich nicht! antwortete Helim, und Helim erzählte dem guten Greise sein Schicksal. Während der Erzählung hatte Hulkem den Jüngling durch Nebenwege zu seiner kleinen Wohnung zurückgeführt, die etwas fern von seinem Serai lag; er bat Helim, bei ihm einzutreten, und Helim erzählte nun Hulkem, wie großmüthig Hassan sich seiner angenommen habe. Hassans Großmuth, antwortete Hulkem, hat mir nichts übrig gelassen für dich, Helim, zu thun, als einige Tage deinen Kummer zu zerstreuen, und Helim mußte dem mitleidigen Greise versprechen, einige Tage bei ihm zu bleiben. Am andern Morgen rief ein schnelles Geschäft den Alten auf einige Tage von seiner Wohnung, und er ließ nicht nach, bis ihm Helim versprach, bis zu seiner Zurückkunft der Schützer seiner Tochter zu seyn, und in seiner Wohnung zu bleiben.

Hulkem verließ Helim und seine Tochter; er ging zu dem Freunde seiner Jugend. Ich kann sterben, sprach er, und auf den Fall sei der Vater meiner Zulima der Verwalter ihres Vermögens und der Rathgeber ihres schönen

Herzens. Dann ging er nach Bagdad; er trat auf den Weg, den der Kalif alle Tage kam, und warf sich vor ihm nieder. Beherrscher der Gläubigen, rief er, ich habe eine Verschwörung gegen dein Leben, und, was noch mehr ist, gegen deine Ehre, zu entdecken. Du siehst, ich bin ein Greis, ich wage es, die wenigen Tage, die ich noch leben kann, meinem Vaterlande zu schenken. Ehre kann mich nicht treiben, ich selbst bin alt, mein Sohn ist schon vor mir in die Arme des Propheten geeilt, ich habe satt zu leben. Höre mich, aber höre mich allein, ich will den Verräther deiner Ehre dir nennen. Der Kalif nahm Hulkem mit in seinen Pallast. Sprich! was weißt du? —

Hulkem entdeckte dem Kalifen seines Günstligs Raub. Dein Volk, sprach er, betet dich an; denn du bist gütig, wie der Allmächtige; die Geschichte zeichnet deinen Namen in die Jahrbücher der Thaten der Kalifen mit Ehrfurcht, denn du bist gerecht. Allein neben deinen Thaten zeichnet sie die Handlungen deiner Günstlinge als die deinigen auf; denn unter dem Schutze deines Namens thun sie, was ih-

nen gelüstet, und jeder Raub, jede Bedrückung von ihnen raubt dir einen Theil deiner Ehre und deiner Größe. Ich fodere Gerechtigkeit, und Erstattung des Weibes meines Freundes von dir, Vater und Richter deines Volks.

Der Kalif betrachtete lange den dreisten schönen Greis, dessen Auge von dem Feuer des Muthes funkelte. Und was giebt dir dein Freund dafür, daß du deinen Kopf so offenbar in Gefahr setzest?

Das Gefühl, in einer guten Handlung zu sterben; allein, mein Fürst kennt die Ungerechtigkeit nicht.

Nein, sagte der Kalif, du hast mich wundersam überwunden, Alter! Ein guter Geist hat dir zur Seite gestanden; denn so hat ein Lebendiger nie mit mir geredet. Geh, bis ich rufe!

Hulkem ging, und Ibrahim wurde gerufen. Ibrahim, sprach der Sultan sehr ernst, die erste Ungerechtigkeit, die du begehst, kostet dir den Kopf. Laß das in Bagdad ausrufen, und bring mir sogleich Helims Weib, die du

geraubt hast. Ibrahim verstummte, zitterte, und schon in wenig Minuten hatte Hulkem Helims glückliches Weib an seiner Hand und verließ Bagdad mit ihr.

Den zweiten Tag kam er mit ihr vor seinem Hause an, wo Helim mit Hulkems Tochter im Schatten des Gesträuchs saßen und der Abendkühle genossen.

Der große Prophet hat Hülfe für jeden Unglücklichen! sprach Hulkem vor Freude zitternd, und riß dem vor Entzücken sprachlosen Weibe den Schleier ab, und warf sie an Helims Busen. Thränen, Worte, Blicke, Entzückungen von beiden Seiten, sie hatten den wohlthätigen Greis vergessen. Endlich wollten sie sich ihm zu Füßen werfen; und Hulkem umarmte sie mit Thränen in den Augen, und rief: ich bin euch Dank schuldig, nicht ihr mir! denn ich bin jetzt der Glückliche. Er besorgte ihnen eine Sänfte und ein Pferd, und entließ sie mit Thränen der Freude, und eines vollen befriedigten Herzens.

Hassan saß während dieser Erzählung mit gesenktem Haupte da; er betrachtete heimlich

mit Bitterkeit die Thränen des Danks, die milde über die Wangen des glücklichen Ehepaars flossen; er hörte mit Unmuth Hulkems Lobeserhebungen, die stromweise von den Lippen der Beiden sich ergossen. Weh mir! dachte Hassan, weh mir, ich werde nie groß werden, so lange Hulkem lebt! Und ist Hulkem alt? fragte er schnell seine beiden Gäste. Gott schütze des Greises Leben, achtzig Jahre schon lebt er, der gütigste, eifrigste Wohlthäter seiner Mitmenschen.

Hassan entließ seine Freunde kalt, beinahe unfreundlich; denn sie redeten von nichts als Hulkem. Vielleicht, dachte er, wie er allein war, vielleicht findet ein steter Beobachter Fehler an dem Greise, welche die Unglücklichen, denen er schmeichelt und hilft, übersehen. Hassan hatte einen Freund, den langer Umgang von der Wiege an, Gewohnheit, Gleichheit der Gesinnung und Hassans Liebe und Wohlthaten fest an ihn geknüpft hatten. Hassan bat seinen Freund, zu Hulkem zu gehen, in seiner Nähe zu bleiben, und auf des Greises Leben ein aufmerksames Auge zu haben. Sein

Freund ging, und da nach einigen Monaten Hassan ihn bat, zu ihm zurückzukehren, so schrieb ihm sein Freund folgende Stelle aus dem Koran: „Mensch, wenn du in dem Schatten der Hütte eines Redlichen wohnst, so brich deine Hütte nicht ab; denn du wohnst in der Nähe der Gottheit! Ich wohne bei Hulkem; ich liebe ihn, und mein Glück wird es seyn, wenn Hulkem ein Auge voll Freundschaft auf mich wirft. Unsere Freundschaft, Hassan, ist aus, denn du liebst Hulkem nicht. Deine Thaten sind Luft, die verweht wird, und Hulkems Thaten sind Gold, und wohl dem Sterblichen, der es sammelt.“ Und Hassans Freund blieb bei Hulkem.

Hassan hielt den Brief in seinen Händen, und in seine Wange stieg die Röthe des Zorns. Verschließt die Thore! rief er seinen Sklaven zu. Ein Thor mag länger gastfrei und großmüthig seyn. Er schlich jetzt einsam in dem Schatten seiner Palmen umher. Meinen Ruhm, mein Glück, meinen Freund hat mir der Alte geraubt! rief er; er, der Alle glücklich macht, macht mich unglücklich. Wehe ihm und wehe mir! Er schlug auf das Gefäß seines Dolchs.

Seine Thore waren verschlossen, sein Schatten wurde jedem Reisenden versagt; Hassan ging wie ein Träumender umher. Er hat mir das Glück meines Lebens geraubt, sein Blut soll büßen. Ich raube ihm nichts, als einige elende Augenblicke, und öfne mir vielleicht wieder den Quell der Großmuth in meinem verschlossenen Herzen, für ein halbes Jahrhundert! Hulkem sterbe!

Hassan verbarg einen Dolch in seinen Busen, und ging verkleidet zu Hulkems Hause. Auf dem Wege dahin sah er lauter Menschen, die Hulkems Lob sangen, Menschen, die Hulkem segneten. Sein eigener Name wurde nie genannt. Hassans Zorn stieg, und er setzte sich unter eine Palme nieder am Serai Hulkems. Ein Sklave bot ihm Erfrischungen, Hassan schlug sie aus und fragte nach Hulkem. Er ist selten hier, sprach der Sklave freundlich, allein morgen wird er hier seyn; doch wenn du ihn nicht zu sprechen hast — er ist gern unerkannt.

Hassan stand auf und schlich den Palmengang hinab, durch schattiges Gebüsch, an ei-

nem heitern Quell, tief in Gedanken verloren. Bald setzte er sich, bald ging er, bald brach er eine Blume, und zerriß sie wieder, bis ihn endlich der Schlangengang tief ins Gebüsch und gegen eine kleine Hütte führte, die sich an zwei blühende Linden lehnte. Abwärts von der Hütte sah er ein Mädchen sitzen und lesen. Er schlich, hinter Rosenhecken verborgen, dem lesenden Mädchen näher. Ein leichter Schleier bedeckte ihr Gesicht; allein durch den Schleier schossen die Strahlen der lieblichsten Schönheit. Hassan stand wie eine Bildsäule und betrachtete das liebliche Mädchen; sein Zorn war vergessen, seine Wuth erstickt. Er trat näher, die Rosenhecke rauschte, das Mädchen schlug ein paar schöne, sanftfunkelnde Augen empor, und erblickte Hassan. Sie rollte das Buch zusammen, und legte es neben sich auf den Rasen; nun stand sie auf, und kam dem entzückten Hassan entgegen.

Du bist ein Fremder, sagte sie mit der Stimme einer Laute und einer reitzenden Schamröthe zu Hassan: willst du eintreten? du kommst —?

Dort von Hulkems Serai.

Was unsere ärmere Hütte dir geben kann — sagte das Mädchen lächelnd.

Ist mehr, als Hulkem mit allen seinen Schätzen und seinen Spenden mir bieten könnte.

Du bist sehr gütig. Doch — willst du eintreten?

Und warum nicht hier vor der Hütte bleiben, dem Aufenthalte aller Liebenswürdigkeit?

Wie du willst. Mein Vater ist nicht heim, du mußt mein Gast seyn.

Das Mädchen ging in die Hütte, und brachte Datteln und Melonen, Feigen und Apfelsinen in schönen Körben, und Milch und Wasser in hellen Flaschen, und setzte sie neben Hassan nieder. Hassan konnte sein Auge nicht von dem lieblichen, heitern, unschuldigen Gesicht des Mädchens verwenden, die ihm eine Frucht nach der andern aussuchte und bot.

Hassan sah eine Laute auf dem Rasen liegen, und bat das Mädchen, zu spielen. Sie nahm die Laute, und schlug den langen fallenden Aermel ihres Kleides bis auf die Schulter zurück, und Hassan sah den schönsten, run-

desten und weißesten Arm wie aus Marmor geschnitzt. Sie schlug die Laute mit einer Anmuth, die Hassan ins Herz drang, und er konnte sich nicht enthalten auszurufen: o du Inbegriff aller Liebenswürdigkeit!

Das Mädchen erröthete, wie Hassan das sagte, und zog einen Wirbel an der Laute, und hätte die Saite zerrissen, wenn Hassan es ihr nicht erinnert hätte. Jetzt bat das Mädchen Hassan, zu singen, und er sang zu ihrer Laute, mit einer Anmuth, welche das Mädchen entzückte; sie ließ die Hand sinken, und horchte, erröthete, und horchte wieder, und mit dem letzten Tone sank Hassan auf ihre Hand und drückte sie an sein Herz. Du singst schön, Fremdling! rief das Mädchen eilfertig und verwirrt. Wer könnte in deiner Gegenwart etwas schlecht thun? antwortete Hassan, und Beide sahen einige Minuten vor sich nieder, ohne etwas anders als im Herzen Klopfen zu fühlen.

So saß Hassan bei dem Mädchen, heiße Liebe in seinen funkelnden Blicken, und auch das Mädchen konnte sein Auge nicht ansehen; sie schlug es nieder, und pflückte Grashälmchen

vom Rasen, auf dem sie saß, erröthete und schwieg. Sie schwiegen Beide. Von Zeit zu Zeit näherte sich Hassans Hand der ihrigen, das Mädchen sah es von der Seite; ihre Hand zuckte, als ob sie dieselbe wegziehen wollte. Sie zog sie nicht weg, und die weiße kleine Hand mit den blauen Adern blieb auf ihrem Knie ruhen, und Hassans Hand zitterte in der Nähe auf seinem Knie.

O Mädchen! sagte Hassan, und legte seine Hand auf ihre, und beide Hände zitterten. Das Mädchen antwortete nicht, und zog auch die Hand nicht weg; ihr Busen bebte.

So saßen sie und die Sonne sank hinter die Palmen. Auf einmal rief das Mädchen: mein Vater! und aus dem Gebüsch trat ein heiterer Greis hervor, und eilte auf das Mädchen zu, und küßte sie auf die Stirn. Er bot Hassan die Hand, und bat ihn, sich wieder niederzusetzen, und fragte um seinen Namen. Hassan nannte sich Nadir.

Und was suchst du hier, Nadir?

Ich wollte mich selbst überzeugen, ob Hul-

kem der beste, der wohlthätigste der Menschen ist, wie alle Menschen ihn nennen.

Ja, die Menschen halten ihn dafür, antwortete der Greis lächelnd; und vielleicht mögen sie auch Ursach haben, ihn dafür zu halten; nur ich —

Nun, du? fragte Hassan feurig.

Ich habe oft große Ursach, mit Hulkem unzufrieden zu seyn.

Allein kennst du ihn genau?

So genau, wie er sich selbst; ich bin von seiner frühesten Jugend sein Gefährte, der Vertraute aller seiner Geheimnisse gewesen.

Und du hältst ihn nicht für so weise, so gut, so edel, als man von ihm sagt?

Der Prophet soll mich bewahren, diese Meinung von Hulkem zu haben!

Dem Himmel sei gedankt! rief Hassan feurig, und schloß den Greis an seine Brust: auch ich, lieber Alter, habe große Ursach, mit Hulkem unzufrieden zu seyn.

Der Greis lächelte zufrieden, und drückte dem Jüngling die Hand: komm in meine Hütte, wir müssen Freunde werden; ich seh es an

deinem feurigen Auge, daß du die Wahrheit liebst. Komm zu mir, meine Hütte und was ich habe, ist dein!

Sie gingen in die Hütte.

Der Greis war Hulkem selbst; er winkte seiner Tochter zu, ihn nicht zu verrathen, und sie saßen jetzt, Hulkem und Hassan, auf einem einfachen Sofa, und Zulima gegen ihnen über, in vertraulicher Einigkeit und schwatzten.

Du gefällst mir, Nadir, fing Hulkem aufs neue an, und ergriff des Jünglings Hand: rechne auf mich und auf das, was mein ist! Du wirst mir eine Gefälligkeit erzeigen, wenn du Alles, was ich habe, als dein ansiehst. Vielleicht kann ich das wieder gut machen, was Hulkem bei dir verschuldet hat.

Alles was dein ist? fragte Hassan furchtsam, und warf einen zärtlich traurigen Blick auf Zulima.

Alles was ich habe — wiederholte Hulkem.

Du hast eine Tochter — sagte Hassan, und Zulima erröthete und wurde wieder blaß.

Ich habe eine Tochter, sagte gütig der Greis.

Und du sagtest, was dein wäre, sollte ich mein nennen! Darf ich deine Tochter mein nennen? —

Meine Tochter! sagte Hulkem lächelnd; doch das meinst du wohl nicht. Nicht wahr, du willst ihr Herz, und das habe ich nicht in dem Grade, als du es verlangen möchtest.

Zulima sprang auf und warf sich ihrem Vater in die Arme mit dem zärtlichsten Ausruf: wer kann mehr mein Herz haben als du?

Das Herz meines Kindes! sprach Hulkem, und der Jüngling bittet dort um das Herz der Geliebten. Oder meintest du es nicht so? und Hassan warf sich vor Zulima nieder, und ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen.

Und was sagt Zulima? fragte mit einer Thräne im Auge der Vater, und ergriff Zulimens andere Hand und legte sie auf sein Herz.

Mein Herz spricht für ihn — sagte Zulima hold erröthend; allein ich kenne ihn nicht!

Ich bin Hassan! rief Hassan jetzt sich vergessend.

Hassan! riefen Vater und Tochter voll Er-

staunen; der edle, der großmüthige, der wohlthätige Hassan? O mein ahnendes Herz! lispelte Zulima, und sah mit einem zärtlichen Lächeln auf Hassan nieder. Die Tugend kann sich auf keinem Gesichte verleugnen, sagte Hulkem, und hob Hassan empor und drückte ihn an seine Brust. Edler Mann! gesegnet sei die Vorsehung, die dich in meine Hütte und an das Herz meiner Tochter führte. Doch — laß das, guter Hassan, du kennst jetzt erst die Außenseite meines Kindes, und die ist freilich lockend genug. Ich muß dich auch mit ihren Fehlern bekannt machen, ehe du um ihre Hand wirbst.

Und wird mir Zulima denn die Hand mit allen Fehlern geben? fragte Hassan, und näherte sich der erröthenden Jungfrau aufs neue. Zulima antwortete: ich bin meines Vaters Tochter. Mein Vater sagt: mein Herz wäre ein Schatz, verdiene mein Herz! Zulima verschwand hinter den Vorhängen, und ging im Garten unter den Rosen auf und nieder.

Höre, lieber Hassan, du wirbst um meiner Tochter Liebe, fing Hulkem nun zutraulich an;

allein ich sage dir, du hast mit einem Nebenbuhler um das Herz meiner Tochter zu ringen.

Hassan erblaßte: und der Nebenbuhler ist?

Mit einem fürchterlichen Nebenbuhler, fürchterlicher als du denkst!

Und der ist? —

Es ist Hulkem!

Hulkem? Nun, bei Gott, dem Allmächtigen! sein Urtheil ist gesprochen! rief Hassan, und sprang wüthend auf.

Und was hast du auf ihn, Hassan, was auf Hulkem, der nichts als dein Nacheifrer ist, der nichts thut, als was du selbst thust? —

Eben das, mein Vater, eben das! Will ich etwas Gutes thun, so hat es Hulkem gethan; fange ich etwas an, so vollendet es Hulkem; wünsche ich etwas, so hat es Hulkem. Sein Name ist auf allen Zungen, und ich bin vergessen.

Und da kommst du hieher? —

Um ihn diesen Dolch in die Brust zu stoßen! rief Hassan, und zuckte den Dolch. Und jetzt — jetzt — setzte er vor Zorn außer sich hinzu, jetzt nicht nur mein Nebenbuhler in der

Ehre, auch mein Nebenbuhler bei Zulima — beim Propheten! er —

Höre, Hassan! Freilich wäre es das Kürzeste, uns Hulkem von der Seite zu schaffen. Morgen — alle Morgen geht er nahe hinter dieser Hütte in dieses Gebüsch und betet um Zufriedenheit und Glück für seine Mitmenschen, da wäre es am sichersten, ihm deinen Dolch — was meinst du?

Er betet für die Menschen, sagst du? fragte Hassan mit gerunzelter Stirn. Sprich, mein Vater, ist Hulkem wirklich so sehr gut?

Zu den schlimmen Menschen gehört er nicht; allein gut? Keiner ist gut, denn der Allmächtige! Also morgen früh, einen guten Stoß und meine Tochter ist dein Weib.

Mein Weib? sagte Hassan, und legte die Hand an die Stirn; aber warum morgen schon? laß mir Zeit, ihn kennen zu lernen! Warum morgen schon?

Weil sonst meine Tochter morgen Abend sein Weib ist.

Sein Weib? Nein, es gilt. Morgen! zeig mir den Ort!

Hulkem führte Hassan in das Gebüsch, wo er jeden Morgen zu beten pflegte. Sieh hier, sagte er: hieher, hinter dieses Gebüsch verbirg dich. Die Gegend ist menschenleer, und zwei Schritte von dem Gebüsch, dieser Hügel ist der Ort, wo Hulkem jeden Morgen betet. Ein Greis! ein Stoß, und es ist geschehen!

Dies ist der Ort, wo Hulkem betet? wiederholte Hassan langsam. Und weißt du keinen andern Ort? —

Was zögerst du? Du willst groß werden, du willst berühmt werden, und Hulkem steht dir im Wege, so lange er lebt, dir im Wege! Die Kalifen haben Millionen Menschen für ihren Ruhm geschlachtet, und du stehst an, Einen, nur Einen, der morgen Abend in den Armen deiner Geliebten ruhen wird —

Er soll sterben! sagte Hassan zitternd. Laß uns gehen! Er eilte mit zitterndem Knie von hinnen, durch Gebüsch und Dornen, daß ihm der Alte kaum folgen konnte.

Hassan blieb den Abend zerstreut, zerstreut bei den Erzählungen des Alten, zerstreut bei Zulima's Lautenspiel. Er legte sich zur Ruhe

nieder, und der weiche Polster brannte unter seiner Wange wie Feuer; er war früher auf wie die Sonne.

Zulima trat schön wie ein Engel zu Hassan. Mein Vater, sprach sie beschämt zu Hassan, sendet mich zu dir. Ich soll dir sagen, du möchtest eilen, und meine Hand sollte heute noch die Belohnung deiner That seyn. Hassan, ich liebe dich! setzte sie zitternd und mit großer Bewegung hinzu, und legte ihre Wange auf sein Herz, riß sich aus seinen Armen und flog hinaus.

Hassan ergriff den Dolch, besah mit Schaudern die Spitze, und ging, ging zögernd. Er suchte des Mädchens Vater. Er war nicht da; er suchte das Mädchen, vergebens! Er fand einen Sklaven im Garten; er gab ihm die Hand und sagte: o wie unglücklich bin ich! und ging zitternd durchs Gebüsch.

Endlich fand er nach vielem Umherirren den Ort wieder, wo Hulkem jeden Morgen betete. Er drängte sich zitternd durchs Gebüsch, und erblickte Hulkem, den Greis Hulkem. Er hatte die Stirn auf den Boden gebückt; seine

greisen Locken ruheten auf dem Grase, seine Hände waren vorwärts gefaltet; er betete.

Hassan betrachtete ihn, und ihn schauderte. Er zog den Dolch und wurde bleich. Nein! rief er laut, und warf den Dolch zu Boden, nein, lebe! ich will dich wenigstens Einmal an Großmuth überwinden! Sie sei dein Weib! Er kehrte sich um, und Zulima warf sich vor Freude schluchzend in seine Arme. Mein Hassan! mein geliebter edler Hassan! ich bin dein!

Hassan erstarrte; er wendete sich nach Hulkem, und Zulima's Vater eilte in Hassans Arme. Meine Tochter ist dein; dein Herz ist edler, als du selbst glaubtest. Du hast die Prüfung bestanden! Seid glücklich, meine Kinder!

O Gott! rief Hassan voll Scham, Bestürzung und Entzücken, und schloß Zulima in seine Arme, und dann den Alten: vergebt mir! vergebt mir! ich traute mir mehr Böses zu, als ich konnte. Vergebt mir, und auch Hulkem soll mir vergeben!

Hulkem vergiebt dir, Hassan! denn er giebt dir die Hand seiner Tochter, die er mehr liebt

als sich selbst. Ich bin Hulkem, sagte lächelnd der Greis zu dem erschrockenen Hassan.

Hulkem! rief Hassan, und sank sprachlos zu Hulkems Füßen, und umarmte seine Kniee. Nein! rief er jetzt bitter und langsam: er kann mir nicht vergeben!

Und sollte Hulkem allein gegen dich nicht großmüthig seyn? sagte Zulima, und warf sich an Hassans Seite, und umfaßte den Jüngling und drückte ihn an ihr Herz, und Hulkem legte seine linke Hand auf Hassans, und seine rechte auf Zulima's Haupt, und sprach: Gott, segne die beiden Menschen, die ich nach dir am meisten liebe!

Jetzt hob er Hassan auf, umfaßte ihn und sagte: Hassan, mache meine Tochter glücklich! Sie ist dein!

Hassan sank auf Zulima's Schulter und schluchzte; dann küßte er Hulkems Hand voll Inbrunst. Bester der Menschen! sagte er gerührt: jetzt weiß ich, warum mir keine meiner Handlungen gelingen wollte. Du liebtest die Menschen, thatest ihnen wohl, und warst glück-

lich, und ich liebte mich nur allein! Sei mein Lehrer, Hulkem!

Dein eigenes Herz wird dich sicherer lehren, und hat dich schon belehrt, sagte Hulkem sanft lächelnd, das Herz meiner Zulima wird dich glücklich machen, und du darfst selbst nur glücklich seyn, um Andere auch glücklich zu machen. Folgt mir, meine Kinder! und seid heute selig, wie ich!

XIV.

L i e b e.

Warme Liebe beweiset nichts als ein gefühlvolles Herz, Freundschaft aber den Adel des Herzens. — Daher wird bei edeln Seelen die Liebe immer zur Freundschaft, und nur Menschen, die nichts als Gefühl haben, flattern von einer Liebe zur andern; sie können die Liebe nicht zur Freundschaft veredeln.

Die ausschweifenden Entzückungen der Liebe sollten der Triumph eines weiblichen Herzens nicht seyn. Sie sind weit öfter die Folgen eines leeren Kopfes, als die Wirkungen eines vollen Herzens. Sie sind die künstliche Begeisterung eines Dichters, die der Wein schaffen muß, weil die Natur sie ihm versagt hat. Welches weibliche Herz aber würde sich an dem innigen Vertrauen, an der beinah heiligen Achtung des Mannes genügen lassen? Sie fodern, wie gewisse große Männer, das

Zujauchzen des Pöbels, und verachten den stillen Beifall der Edeln im Volk.

Der größte Beweis, daß das weibliche Geschlecht nur zu gefallen, und keine Liebe sucht, ist, daß sie lieber schön, als liebenswürdig seyn wollen. Die Augen aller Männer gehören der Schönheit; allein die Herzen der Männer der Liebenswürdigkeit. Schönheit kann Liebe erregen; allein sie kann die Liebe nicht erhalten. Wie viele schöne Weiber beseufzen nicht die Gleichgültigkeit ihrer Männer. Die Liebe, die ein nicht schönes Weib endlich erregt, ist fast immer dauernd. Wie viel verborgne Reitze müssen nicht da seyn, um das Auge so zu verblenden, da Schönheit hinzumahlen, wo keine ist.

Liebe ist allein die Sache der Empfindung. Man belausche den Liebhaber mit der Geliebten allein; da sitzen sie Beide in dem stummsten Stillschweigen: man sieht es ihnen an, daß der Kopf gar nichts bei dem Handel zu thun hat.

Die Liebe setzt uns in den Stand der ersten Natur, wo Ausrufungen, Seufzer und Athemholen die Sprache machen.

Die Liebe ist stumm, ohne Zunge; sie lebt ohne Worte, von Anschauen und Händedrücken. Armes, armes Mädchen! dein Liebhaber ist dir verloren! Siehe, dein stummes Schweigen macht ihn verlegen; er erzählt, er betheuert seine Liebe und findet sie vernünftig!

Die Liebe hat nicht Lust zu reden, und redet sie, so sind es Vorwürfe, die nicht zusammenhängen und deren Zusammenhang im Innersten des Herzens liegt, und Vertheidigungen, die eben so wenig zusammenhängen.

Jüngling, du hast dein Mädchen in Verdacht einer Untreue? — Sieh, sie vertheidigt sich, sie löset alle deine Zweifel; sie setzt deutlich den Ungrund deiner Beschuldigungen auseinander; sie zerstreut deine Zweifel durch Liebkosungen. — Reiß dich los, wenn du kannst; denn sie ist treulos, oder im Begriff, es zu werden. — Ja, hätte sie sich mit Thränen des Aergers, mit Gegenvorwürfen vertheidigt; hätte sie geschworen, dich nie wieder anzusehen; hätte sie dich voll Zorn verlassen; hätte sie dich versichert, du hättest Recht, sie wäre

ungetreu; so hättest du auf ihre Liebe bauen können; aber so —

Liebe redet ohne Worte, mit Winken, mit leisen Bewegungen der Hand: zwei Liebende bestellen sich an den dritten Ort, ohne zu reden. Eine Seele beseelet sie, eine Folge der Gedanken, ein Ohr nur bei Beiden, um die Abstufungen der Töne zu verstehen. Braucht die Liebende mehr als Blicke, um mit dem Geliebten zu reden, so ist die Liebe krank; muß sie reden, so ist sie todt.

Die Liebe schreibt viele und lange Briefe; aber in allen nur sehr wenig Sachen. Lauter Wiederholungen; lauter Sätze, die sich mit Ausrufungs- oder Fragezeichen endigen! — Sie kennt keine Semikola oder Kola! Man muß es einem Briefe ansehen können, ob ein Verliebter ihn geschrieben, und in welcher Epoche der Liebe er ihn geschrieben hat. — Kurze Sätze, voll Ausrufungen, voll Betheuerungen, aber Alles gekünstelt; Uebertreibungen, denen man aber die Furchtsamkeit ansehen muß, Bescheidenheit, kurze abgebrochene Sätze: erste Periode der Liebe. — Ausrufungen, Fragen:

Liebst du mich? Wirst du mich ewig lieben? Vorwürfe, Verwünschungen! und Alles ungekünstelt in höchstdenkbarem Vertrauen. Höchste Staffel der Liebe. — Längere Sätze, mehr Kunst und Feinheit, Räsonnement, Erzählung: die Liebe ist im Abnehmen! — Eine lange schöne Periode: der Jüngling hat es satt!

Die Liebe ist gewöhnlich grausam, despotisch und argwöhnisch, ein Teufel, wenn die Liebenden beisammen sind; ist jedes allein, so tritt in die Stelle dieses Teufels die gute Liebe! Man entschuldigt, vertheidigt den Andern, und verachtet, verwünscht sich selbst und liebt nur; sie kommen aufs neue zusammen, und Vorwürfe gehen wieder an.

Gegen mir über in B. wohnte ein Mädchen; ihr Nachbar liebt das Mädchen, sie ihn, und ich bin ihr Vertrauter, ohne daß sie es wissen. Der Jüngling schenkt dem Mädchen eine Nachtigall. Sie redet noch Abends laut mit der Nachtigall vor dem Fenster, und er gegen über ruft leise einmal übers andere: Hm! Hm! und sie antwortet ihm durch ihr Gespräch mit der Nachtigall. Eines Tages fuhr

sie zu einer Partie de plaisir mit einem jungen Herrn. Der Geliebte tobte und fluchte vor seiner Thüre, wie der Wagen vor des Mädchens Thüre hielt. Sie trat in die Thüre und wollte ihn beruhigen; nichts half, er rannte wild ins Haus, wie er sie erblickte, und warf die Thüre hinter sich zu, und nun lauschte er zu einem Dachfenster heraus, wo sie ihn aber glücklich ausspähete, und ihm einen Kuß zuwarf. Sie fuhr um zwölf Uhr. Um drei Uhr sah ich den wüthenden Jüngling auf des Mädchens Kammer; er reinigte der Nachtigall Saufnapf, behing den Bauer mit grünen Kräutern, legte Blumen ins Fenster, und ging vergnügt, und sich hundertmal umsehend nach dem Bauer, zurück in sein Haus. Er lauerte auf ihre Zurückkunft; je näher der Zeitpunkt kam, desto unruhiger wurde er. Wie sie endlich kam und ihm guten Abend zurief, antwortete er murrend; er warf die Thüre noch einmal zu, und versöhnte sich erst zwei Tage nachher mit ihr.

Das heiß' ich Liebe! sagte mir Jemand auf einer Hochzeit, indem er mir Braut und Bräutigam zeigte, die sich umarmt hielten. Ich

lächelte: die Braut lag mir in einer zu schönen und grazienhaften Stellung in des Bräutigams Armen, und ihr Blick flog sekundenlang auf ihre Stellung herab, um zu sehen, wie es ihr stehe. Indeß es konnte ein Zufall seyn! Allein da sie im Tanz mit dem Geliebten das Portebras schön machte, ihm blos bei dem Händegeben die Spitzen der Finger reichte, ihn ernst und tänzerisch-schön anblickte, da sagte ich meinem Nachbar: die Braut tanzt schön; aber den Bräutigam bedaure ich. Ich hatte Recht, die Folge wies es aus.

Liebe kennt keinen interessanten Gegenstand, als allein den Geliebten.

Die Liebende will nicht gefallen, weder der Welt, noch dem Geliebten: sie will genießen.

Freundschaft vertraut Geheimnisse; aber Liebe nicht. Die Liebe hat keine Geheimnisse; sie weiß nichts, sie kennt nichts als sich selbst. Alles, was nicht sie selbst ist, ist ihr fremdartig. Wehe der Liebe, die sich durch Entdeckungen von Geheimnissen, durch Vertrauen legitimiren muß!

Freunde sind Zwei: daher gegenseitiges Vertrauen. Liebende sind Eins: daher blos innere Empfindung, die sich nicht ausdehnt: daher keine Entdeckung; wie kann man sich selbst etwas entdecken? —

Die Zeit der Liebe sind die Augenblicke, wo die Liebenden getrennt sind; sind sie beisammen, so ist die Zeit für sie verschwunden.

Die Liebe steht nur auf den Extremen, nie in der bescheidenen Mitte. Der Geliebte giebt nichts als Kronen und Königreiche; er ist verschwenderisch in seiner Großmuth, wie in seinem Hasse. Er springt nicht mitten aus seiner heißen Liebe zur Gleichgültigkeit, er springt zum fürchterlichsten Hasse über; er krönt in seinen Träumen seine Geliebte entweder mit den Kronen der Erde, oder er martert sie an Seel' und Leib.

Die Liebe kennt keinen Schmuck. Karoline putzte sich wohl, wenn sie ihren Geliebten auf diese oder jene bestimmte Stunde erwartete. Kam er aber unvermuthet, und ihre Kleidung war in Unordnung, so flog sie ihm entgegen, sie sah sich nicht mehr, sie sah nur ihn. Ein

Jahr nachher, wenn ihr Geliebter sie in Unordnung überraschte, so machte sie sich entweder in seiner Gegenwart zurecht, oder sie verließ ihn einige Augenblicke, um mit einer Saloppe oder mit einem seidenen Rocke wieder zu erscheinen. Armer, armer Mann! deine Karoline liebt dich nicht mehr.

Die erste Liebe heftet entweder gar keinen Blick auf den geliebten Gegenstand, oder sie hat ihn immer in den Augen.

Der Mann versichert, daß er liebe: das Weib will sich versichern lassen, daß es geliebt wird.

Liebe wird nur durch Eifersucht, Unruhe, Launen, kurze Entfernungen und Gezänk erhalten. Sie sind die Winde, die das Weltmeer bewegen, damit es nicht faulend werde.

Die Liebe bemerkt jede Kleinigkeit, und macht darüber bittre Vorwürfe, und verzeiht sie eben so wohl, als die größten Beleidigungen.

Haß kann Liebe werden, aber selten, sehr selten Freundschaft.

Hannchen sprach freundlich mit einem jungen sehr hübschen Mann, und so, daß ihr ge-

liebter Wilhelm es sehen sollte. Sie ist ungetreu! schrie er, die Undankbare! Ich lächelte und sprach ihm Muth ein. Nach einiger Zeit sprach Hannchen wieder freundlich mit einem jungen hübschen Mann; allein sie verbarg ihre Freundlichkeit ihrem Wilhelm. Wilhelm lobte ihre Treue; ich lächelte, und dachte: Alles ist eitel!

Alles hat seine Ursach, nur das Ende der Liebe nicht, oder die Stärke der Liebe müßte denn die Ursache des Todes der Liebe seyn.

Der Jüngling und der Greis verlieben sich Beide, jeder Kleinigkeit wegen, in ein Mädchen.

XV.

Maria.

Die ihr, von Gold und Rang geblendet,
Den Arm zu Molochs Opfern hebt,
O Eltern, eh ihr sie vollendet,
Betrachtet dieses Bild, und bebt!

Ich kann nicht länger schweigen, Mylord. Sie haben nur den einzigen Sohn, und Sie setzen jetzt seine Liebe, und, was noch mehr ist, seine ganze Glückseligkeit, aufs Spiel. Gut! mein Freund, die Jugend ist blind, und ihre Leidenschaften auch; allein sind wir weniger blind als sie, wenn wir nur unsern Leidenschaften folgen?

Ihr Harry liebt ein Mädchen, die nichts als den Reitz der Jugend und der Schönheit, ein zärtliches Herz und eine feine Bildung des Geistes, hat: das ist nichts! sagen Sie, und schlagen ihm dagegen die Tochter eines Pairs vor, die doch, bei Gott! auch nichts hat, als

den Rang einer alten Familie, und zehntausend Pfund jährlicher Einkünfte.

Sie haben den Buben eingesperrt, weil er nicht begreifen will, daß zehntausend Pfund jährlich mehr werth sind als ein paar schöne Augen, und ein Name mehr als eine schöne Seele; und er würde Sie, wenn er die Macht hätte, ebenfalls einsperren lassen, und ganz aus ähnlichen Gründen.

Das heißt, Kinderchen, ihr erklärt euch einander für Narren: Sie ihn, weil er jung ist, und er Sie, weil Sie alt sind.

Ich will nichts mehr hinzusetzen, aber ich sende ihnen hierbei eine Geschichte, die mir jetzt noch manchmal finstre Blicke und meiner Frau Thränen abgepreßt, wenn wir daran denken; und sie ist schon einen Monat alt. Beherzigen Sie diese Geschichte, Mylord, und zugleich die Sentenz unsers guten D. Swift: „Es giebt keine ärgere Satyre auf die Narrheit der Menschen, als diese: sie sehen alle Tage, daß sich Tausende neben ihnen unglücklich machen, und Niemand denkt daran, es besser zu machen, um dem Unglück zu ent-

gehen. Das Unglück so vieler Tausende wäre eine Wohlthat des Himmels, wenn es andere Tausende warnte!“

Vor ungefähr einem halben Jahre kam um eilf Uhr Morgens ein junges Mädchen auf meinem Vorwerk an: sie flehete mit der traurigsten Stimme um ein wenig Milch. Mein Pachter und seine Leute umringten das Mädchen, und waren vor Erstaunen außer sich. Und wahrlich etwas Reizenderes als dieses Mädchen läßt sich nicht denken. An ihrer Kleidung, an der Aussprache des Englischen, erkannte man sie für eine Fremde und für eine Deutsche.

Ein Zug eines langen und sehr tiefen Kummers lag auf ihrem Gesicht: sie war ein lebendiges Bild des Elendes. Indeß keine Klage entfloß ihren blassen Lippen, keine Thräne ihrem kranken aber schönen Auge: ja, sie vermied es sogar geflissentlich, das Mitleiden rege zu machen. Die wenigen Worte, die sie redete, erregten dennoch das zärtlichste Mitgefühl der sonst so harten Landleute.

Eben kam ich noch darauf zu. Man sah

an ihrem ganzen Wesen, daß sie eine sehr gute Erziehung gehabt haben mußte. Sie war matt, sie unterstützte oft ihre Stirn mit der Hand, und ihr Kopf sank bald auf diese Schulter, bald auf jene.

Sie saß da auf einem Rasen im Schatten eines Baums, und trank nach und nach ihr Glas Milch, und ihre Augen waren auf den Boden geheftet. Gegen Abend zog sie etwas Geld aus der Tasche, und bat, man möchte sie die Nacht in der Scheuer zubringen lassen.

Meine Frau kam in diesem Augenblick, und drang in das unglückliche Mädchen, eine bequemere Wohnung bei ihr zu nehmen. Sie schlug mit einer großen Feinheit dieses Anerbieten aus, und wollte schlechterdings in der Scheuer die Nacht zubringen.

Sie schlief auf Stroh, und lebte von schwarzem Brod und Milch. Ich und meine Frau versuchten tausend Mittel, sie zum Sprechen zu bringen; allein vergebens. Sie blieb bei diesem finstern, nächtlichen Schweigen, und

bat alle Menschen, als um die größte aller Gefälligkeiten, sie nicht zu stören.

Man ließ sie allein. Ich konnte meiner Neugierde und meinem Mitleiden nicht widerstehen: ich belauschte sie in der Scheuer. Da saß sie auf dem Strohlager, und hatte einen Brief in den Händen, benetzte ihn mit ihren Thränen, schlug dann die Augen gen Himmel, verbarg den Brief in ihren Busen, und versank dann wieder in ein tiefes, kummervolles, entsetzliches Schweigen, wobei sie nur von Zeit zu Zeit die Hand schmerzhaft auf ihr Herz drückte.

So brachte die Unglückliche mehrere Tage zu: sie ging von Zeit zu Zeit in ein kleines Gebüsch, das an dem Gottesacker sich hinzieht, und dann zuweilen auch auf den Gottesacker selbst. Hier saß sie auf einem Leichensteine, und betrachtete mit starren, finstern Blicken den Ort, der die menschlichen Schicksale alle begränzt; sie schien sich mit dem Grabe vertraut machen zu wollen.

Nach einigen Wochen wurde sie so matt, daß sie die Scheuer nicht mehr verlassen konn-

te. Sie wollte auch jetzt keine bequemere Wohnung annehmen. Man bemerkte nun diese Sonderbarkeit an ihr, daß der Anblick jedes Mannes, besonders wenn er jung war, eine schmerzhaft widrige Empfindung bei ihr erregte.

Endlich mußte man den Tod dieses unglücklichen Geschöpfs nahe vermuthen. Ich ließ meinen Arzt kommen. Er fragte nach ihren Umständen; sie antwortete nicht eine Sylbe, und stieß alle Arznei von sich. Sie zog das Geld, was sie hatte, hervor, und gab es dem kleinen Mädchen des Pachters, die weinend an ihrem Lager stand.

Sie zog den Brief aus ihrem Busen, drückte ihn an den blassen Mund; man sah, sie wollte ihn zerreißen; allein ihr fehlten die Kräfte dazu. Sie seufzte noch einmal, und sie war nicht mehr.

Auch die erblaßte Hand hielt den Brief noch fest, den Brief, den ich nicht ohne Thränen des allerinnigsten Mitleidens gelesen habe. Hier ist er: Sie sehen, er ist zu verschiedenen Zeiten geschrieben; ja, selbst hier hat sie zu

diesem Denkmale des allerunverdientesten Unglücks noch einige Züge des Jammers hinzugesetzt, ohne es zu vollenden.

„Mein theuerster Vater, nein, ich kann, ich werde Sie nicht wiedersehen; nein, die Thränen Ihrer unglücklichen Marie sollen nie Ihre ehrwürdigen Wangen benetzen. Hier sende ich Ihnen die Erzählung meines Unglücks, und tausend Thränen haben dieses Papier benetzt.

Habe ich einen Fehler begangen, ach, so bin ich sehr hart dafür bestraft, und zürnen Sie noch auf Ihre entlaufene Tochter, o so wird dieser Brief Ihren Zorn stillen und Sie werden Mitleiden mit Ihrem Kinde haben.

Ach, mein Vater, Sie wollten mich zwingen, meine Hand einem Manne zu geben, den ich haßte, den ich hassen mußte, weil er ein boshafter Wollüstling war. Sie kannten ihn nicht, mein Vater, und ich war zu furchtsam, oder zu verschämt, Ihnen zu sagen, daß ich es gewiß wußte, er war der Wollüstling. Er hatte mein Mädchen verführen wollen, und sie wäre nicht das erste Opfer seiner Wollust gewesen.

Ach, Vater, ich kannte Ihre Beharrlichkeit bei einmal gefaßten Entschlüssen; ich fürchtete Ihren Zwang, Ihren Zorn; oder vielmehr: ich war außer mir. Der Tag meiner Verbindung war festgesetzt. Jetzt seh' ichs: Ihre unglückliche Marie hätte zu Ihrem Vaterherzen fliehen dürfen, und meine Thränen würden Sie erweicht haben. Meine Sinne aber waren betäubt, meine Vernunft in Verwirrung. Ich verließ das väterliche Haus, und Ihr Stillschweigen, Ihre Unterthänigkeit bei der Bekanntschaft mit meinem Aufenthalte zeigten mir, daß Sie mich nicht mehr würdig hielten, Ihnen anzugehören.

Seit diesem Unglücke, mein Vater, hat das Unglück nicht wieder aufgehört, mich zu verfolgen. Ich verließ heimlich meinen damaligen Aufenthalt, und statt zu Ihnen zurückzukommen, sank ich von Fehler zu Fehler. Ach, es ist jetzt mein einziger Trost der Gedanke: Sie hätten Ihre Marie wieder aufgenommen, wenn sie sich reuig zu Ihren Füßen geworfen hätte. O bedenken Sie, wie hoch mein Elend gestiegen seyn muß, daß eine Hoffnung in der Ver-

gangenheit, ein Gedanke: so hätte es ehedem kommen können, mein einziger Trost im Elende ist. Leben Sie wohl für jetzt. Das Andenken an Ihre ehemalige Liebe soll jetzt einen Tropfen Süßigkeit in den bittern Kelch meines Elends schütten.

Ich kam nach einem langen Umherirren endlich bei der Gräfin von Hornau in Dienste. So hatte mich der Mangel erniedrigt. Aber noch immer hatte ich meine Tugend, und ich fühlte das Niedrige meiner Lage nicht.

Ach, Vater, das Andenken an diesen Zeitpunkt zerspaltet mein Herz, meine Thränen strömen, ich verhülle mein Gesicht in meine zitternden Hände, mein Vater!

Die Gräfin hatte einen Sohn — — dieses Ungeheuer, dieser gefährliche Verführer — er sah mich, und liebte mich! Er zeichnete mich durch eine einnehmende Höflichkeit vor den übrigen Domestiken aus; seine Höflichkeit wurde Zutrauen, sein Zutrauen Freundschaft, seine Freundschaft vermischte sich mit Ehrerbie-

tung, und endlich lag er zu meinen Füßen, und erklärte mir die ehrfurchtvollste Liebe.

Sie sehen, der Betrüger kannte den Weg, auf dem man die Unschuld am sichersten betrügen kann.

Lange widerstand ich seinen Eiden, seinen Versicherungen, mich zu heirathen, sobald sein achtzigjähriger reicher Onkel todt seyn würde. Ich wachte über meine Blicke, über meine Worte, die mein Herz mit jedem Augenblicke verrathen wollten, mit der Aufmerksamkeit, mit dem Gefühl von Ehre, das ich meiner Familie und meinem Geschlechte schuldig war. Nun versank er in einen stillen Gram. Seine Lippen schwiegen; aber seine kummervollen Blicke, seine Augen voll Thränen waren desto beredter.

Muß ich es Ihnen gestehen? Ich glaubte seinen Versicherungen und seinen Schwüren; endlich, durch mein Schicksal dahin gerissen, verblendet durch seine Thränen, verrathen durch seine liebkosenden Entzückungen, vergaß sich Ihre Tochter: sie sank in des Betrügers Arme und beweinte nun den Verlust ihrer Unschuld. Ich war zerstört; die bittersten Thränen mei-

ner Reue zerrissen meine Seele, ohne sie zu heilen. Ach schon damals fühlte ich es, daß erst der Tod mein Gewissen beruhigen würde, und nicht die Reue.

Ich war also das Weib des Betrügers, ohne seinen Namen zu führen. Er wußte, wer ich war; er wußte Ihren Namen, mein Vater, Ihren Rang, und zögerte mit der feierlichen Verbindung, und dennoch hielten seine verdoppelten Schwüre, seine Thränen mein Auge verblendet. Meine Liebe für ihn hielt ich für eine Tugend, meine Umarmungen für eine Pflicht, und — ich fühlte mich schwanger.

Mein Zustand öffnete mir die Augen. Ich sollte einem Geschöpfe das Leben geben, und zugleich mit diesem Geschenke eine unauslöschliche Schande? Die Natur hatte noch nicht alle Rechte über mein Herz verloren; ich hörte die Stimme der mütterlichen Liebe mitten durch den betäubenden Rausch der Leidenschaft. Ich stellte dem Unmenschen vor, daß kein Mittel mehr wäre, mich vor der Schande zu retten, als schnell am Altare den Namen Mutter durch den Namen Weib zu heiligen.

Er zittert, er küßt meine Hände, er vergießt unnütze Thränen.

Wenn die Liebe zu mir, sag ich ihm, wenn die Liebe zu der Mutter dich unbeweglich findet, so — o so denke an das Kind, dem du das Leben gegeben hast! Höre auf, Liebender, höre auf, Gatte zu seyn, und sey nur Vater! dieses heilige Gefühl ist ja allen Herzen eingedrückt!

Er schien gerührt von meinen Klagen; er sinkt zu meinen Füßen; umarmt meine Kniee; er drückt mich an seine Brust, und ruft den Allmächtigen zum Zeugen, daß er mich mehr liebt als sein Leben. Er bestimmt den morgenden Tag zu meinem und seinem Glücke; er dringt mit mehr Heftigkeit auf die Beschleunigung unserer Verbindung, als ich selbst; er verläßt mich mit dem Entzücken eines Geliebten, mit der vertraulichen Liebe eines Gatten, und mit der Zärtlichkeit eines Vaters.

Können Sie es glauben, daß der Unmensch in eben diesem Augenblicke das schwärzeste Gewebe der Bosheit anlegte? — O mein Vater,

noch oft jetzt steigt ein Zweifel in meiner Seele an dieser schwarzen Bosheit empor.

Ich lege mich nun seit langer Zeit zum erstenmale ruhig nieder. Mit Anbruch des Tages springe ich fröhlich auf, ich schmücke mich so gut wie möglich, ach! und schmücke selbst das Lamm zu dem schrecklichsten Opfer.

Die Thüre meines Zimmers fliegt auf. Es ist nicht mein Gemahl; nein! O barmherziger Gott! es ist ein Haufen wilder, bewaffneter, harter Menschen! Man ergreift mich, man zeigt mir einen Verhaftsbefehl, man stößt mich in einen dunkeln schrecklichen Kerker. Zwanzig eiserne Thüren rasseln hinter mir zu; ein Stein, ein kalter Stein ist mein Bett: und alle diese schrecklichen Schläge treffen mein Herz auf Einmal.

Halten Sie nun ihre Tochter bestraft genug für die Verirrungen ihres Herzens, mein Vater? — Mein theurer Urheber meines Lebens, unmöglich können Sie so hart gegen mich seyn, wie mein Schicksal! Denn mein Geschick verdoppelte seine Schläge.

Ich war auf den Stein niedergesunken; endlich erhielt ich meine Sinne wieder: ich zweifelte, ob ich wachte; ich betastete mich selbst. O Gott! rief ich voll Verzweiflung aus: was hab' ich begangen? Ich gerieth in ein tiefes Nachdenken, ich rieth auf die Ursachen meines Gefängnisses: es war und blieb mir ein fürchterlicher unerklärbarer Traum.

Noch schrecklicher, als der Traum, war mein Erwachen: eine Gerichtsperson trat zu mir in mein Gefängniß. O! rief ich, wer Sie auch sind, wenn Sie ein Mensch sind, so sagen Sie mir, warum ich hier an diesem schrecklichen Orte bin? Wessen beschuldigt man mich?

Wessen? rief dieser Mann mit einem fürchterlichen Lachen: du spielst die Unschuldige; allein wir haben Mittel, das Geständniß von dir zu erzwingen. Weißt du, Mädchen, daß ein Hausdiebstahl den Tod zur Strafe hat?

Diebstahl? rief ich, und erstarrte vor Schrecken.

O, mein Vater, ich soll eine Chatoulle der Gräfin erbrochen und einen kostbaren Ring —

Ich konnte nichts mehr sagen, ich sank zurück und umarmte den Stein, auf den ich sank. O Gott! rief ich: ist es nun genug? ist es nun genug?

O mein Vater, dieser entehrende schändliche Verdacht, der Gedanke an die fürchterliche Strafe — der Tod wurde mein heißester Wunsch. Ich weigerte mich zu essen; ich war kaum noch lebend, ich fühlte sogar mein Leiden nicht mehr: so hatte mich mein Unstern zerschmettert!

Ein Geistlicher besuchte mich. Sein sanfter Trost, seine Ermahnungen gaben mir wenigstens ein Gefühl zurück, das ich verloren hatte; dieses Gefühl war die Empfindung der Mutterliebe, und diese zeigte mir an dem Leben doch eine Seite, die nicht schrecklich war.

Endlich wurde ich wie ein Missethäter vor meine tyrannischen Richter geführt. Ich höre — man lies't mir ein Gewebe der boshaftesten Anklage vor, und endlich erklärt man mich des Diebstahls schuldig.

Vergebens rufe ich: ich bin unschuldig; vergebens sind meine Thränen, vergebens mein

Jammern. Man hört mich nicht; man verdammt mich, o Vater, man verdammt mich!

Das Zeugniß bestochener Niederträchtiger überführt mich des Verbrechens: ach! bestochen von dem, den ich liebte, dem ich Unschuld, Ehre und Ruhm aufgeopfert hatte! O Gott, was litt ich? Man verdammte mich zu der schändlichen Strafe. — O Gott, ich hatte ihn geliebt, das Ungeheuer, das mein Herz mit diesen schauderhaften Schlägen zerschmetterte.

O mein Vater, wie wird Ihr Herz sich bewegen, wenn Sie dieses gelesen haben! Die bloße Erinnerung an diese Stunden hat meinem wankenden Leben einen neuen und heftigen Stoß gegeben; ich muß kurz seyn, wenn Sie das lange Gewebe meines Elendes kennen sollen.

Man verschob meine Strafe, bis ich Mutter seyn würde. O wer hat diese Menschen gelehrt, so grausam seyn? Ach, ich sollte an diesen Augenblick immer mit Schauder gedenken; die Ungeheuer fürchteten, daß dieser heili-

ge Name Mutter einen Tropfen Balsam in die heißen Wunden meiner Seele gießen könnte.

In der Mitte einer Nacht, da ich eben den kalten leblosen Stein mit meinen Thränen erwärmte, öffnete sich die Thüre meines Gefängnisses. Ein Mann in einem Mantel tritt herein. Ich zitterte aus Furcht, obgleich mein Schicksal mich unmöglich noch härter treffen konnte.

Unglückliche! rief er, dein Schicksal hat mich gerührt. Du hast mächtige Feinde. Man will deinen Untergang, unschuldig oder schuldig; man will deinen Tod. Du bist verloren, wenn du länger säumst. Morgen bist du nicht zu retten. Flieh! Flieh!

Nein! rief ich, und ahnete ein neues Bubenstück; ich bin unschuldig. Ich erwarte die Bosheit meiner Tyrannen.

Jetzt mahlte mir der Fremde meine Strafe mit so schrecklichen Farben, daß ich zitterte. Fliehen! rief ich, wohin, wohin soll ich fliehen?

Ich will dich begleiten, sagte er, komm! Er führte mich durch die schrecklichen Pforten

des Elends. Er hob mich in einen Wagen, er brachte mich endlich weit, weit von dem verhaßten Lande ins Hollsteinische. Hier in einem kleinen Städtchen verließ er mich, nachdem er eine volle Börse in meine Hand gedrückt hatte.

O mein Vater, wie kann die Natur so ihre eigenen Werke belügen? Mein Schutzengel, mein großmüthiger Freund, der mich aus den Händen des Elends rettete, hatte die boshaftesten Züge im Gesicht, und jener, der mich betrog, der mich der Schande, dem hülflosesten Elende Preis gab, sah aus wie die Güte selbst. O, hat denn die Natur den Menschen zum Betrügen erschaffen?

Hier lebte ich einsam bei einer Wittwe, und erwartete ruhig den Augenblick meiner Niederkunft. Ruhig, sag' ich? Ach mein grausamer Genius war nur entschlummert; er sammelte nur neue Kräfte, mich zu zerschmettern.

Man umringt einen Morgen das Haus, wo ich wohne. Zitternd kommt meine Wirthin zu mir, und sagt mir, daß man mich gefangen nehmen wolle.

Ha! ruf' ich, das sind meine Verfolger!

Ich stürzte zur Hinterthüre hinaus, auf das Feld. Man holt mich ein, man schleppt mich aufs neue in einen Kerker, man verhört mich über ein Verbrechen, das ich nicht kenne. Meine Flucht, meine Angst, mein Stillschweigen sind Zeugen gegen meine Unschuld.

Man führt mich ins Gefängniß zurück. Endlich, endlich werd ich hier Mutter, ein Sohn hat von mir das Leben! Der Unglückliche, er warf das elende Geschenk von sich, das ich ihm gab. Er starb einige Stunden nach der Geburt. Tausend Thränen hat mir sein Daseyn gekostet, und auch er war mit meinem Schicksal verschworen: da mir sein Daseyn Freuden machen konnte, verlor er es.

Endlich erkennt man meine Unschuld an, und ich bekomme meine Freiheit wieder.

Eine englische Dame hört mein Unglück. Sie thut mir den Vorschlag, mit ihr nach England zu gehen, und da in ihrem gerechtern Vaterlande mein Elend zu vergessen.

Da zu sterben! sag' ich: vergessen von Allen, und unter Menschen, deren Sprache ich

kaum kenne! Ich gehe mit ihr ab. Nahe bei Bristol wird sie krank, und nach einigen Tagen starb sie in meinen Armen.

O mein Vater, Alles, Alles, dem ich mich nähere, verpeste ich mit meinem Unglück. Gott sei Dank, daß ich nicht zu Ihnen gekommen bin. Ich bin fern von Ihnen, und Sie sind glücklich.

Hier, mein Vater, nahe am Hafen, nahe am Tode bin ich! — Ich bin matt, sehr matt! — Ich bin bekannt mit dem Orte, wohin mich mein Schicksal nicht verfolgen kann!

Leben Sie wohl, mein Vater! Ich wohne hier ruhig in einer Scheuer, und hoffe hier, hier auf den letzten Hauch meiner Brust.

Die Menschen sind Ungeheuer!

Was hatte ich gethan, mein Vater, das so viel Strafe verdiente. O, wird Gott gütiger gegen mich seyn in jenem Leben? — Ach,

könnte ich Ihren Segen empfangen, mein Vater; denn meine fröhliche Stunde ist nahe!

O mein Vater, kommen Sie je hieher, so weinen Sie doch in die Asche Ihrer Marie einige Thränen! Einige Thränen — denn ich habe Thränen verdient — und rächen Sie sich nicht an dem Verführer Ihres Kindes; ich hab' ihm vergeben. — Mein Vater — der Ort, wo ich bin, ist nahe bei Bristol, und heißt Herbert-House, — belohnen Sie —"

Sie sehen, Mylord, die arme Unglückliche hat den Brief nicht einmal vollendet.

Jetzt aber hören Sie die Auflösung dieser Räthsel.

Die Gräfin, die Mutter des Geliebten der unglücklichen Marie, merkt das Einverständniß ihres Sohnes mit diesem schönen Mädchen; sie schweigt dazu, weil sie diesen vertrauten Umgang mit einem so guten Mädchen für ein sehr sicheres Mittel hält, den jungen Mann von Ausschweifungen anderer Art abzuhalten.

Von Ohngefähr aber ist sie auch Zeuge von der letzten Unterredung, welche beide Liebende mit einander haben, und von dem Entschlusse des jungen Grafen, seine Marie zu heirathen. Sie erfährt auch zu gleicher Zeit, daß Marie von sehr gutem Stande ist; allein der Gedanke an eine sehr reiche Heirath, welche sie schon für ihren Sohn arrangirt hat, erfüllt ihre Seele mit einem so bittern Haß gegen die Unschuldige, daß sie jedes Mittel, sie sich vom Halse zu schaffen, für gut hält.

Sie entfernt ihren Sohn die Nacht auf eine schickliche Weise, läßt die Unglückliche ganz früh, ehe das Haus erwacht ist, festsetzen, und erzählt ihrem Sohne bei seiner Zurückkunft ganz kalt, daß Marie diesen Morgen entführt sei.

Der junge unbesonnene Mensch geht in den Fallstrick seiner Mutter, setzt sich zu Pferde, und fliegt seiner Geliebten nach. Er kommt nach einigen Wochen zurück. Die Mutter hält endlich es für das Beste, Marien die Freiheit wieder zu geben, und sie sehr weit zu entfernen.

Marie wird von einem Mitschuldigen fortgebracht, und die boshafte Frau triumphirt.

Endlich erfährt der junge Graf den Betrug. Er schlägt schlechterdings nun den Vorschlag seiner Mutter aus. Er erfährt, wohin Marie gebracht ist; er fliegt dahin, und hört von der Wittwe, Mariens Wirthin, daß Marie nach Bristol mit einer englischen Dame gegangen sei. Er kommt in Bristol an, und kundschaftet auch hier Mariens Aufenthalt aus.

Einen Morgen läßt sich ein Fremder bei mir melden, und er wird hereingeführt.

Ein junger Mann, bleich, mit wilden Blicken, die Haare zerstreut, stürzt mit dem Ausruf des wildesten Schmerzes zu mir ins Zimmer.

Mein Herr — mein Herr — rief er abgebrochen, Sie haben einen Brief von Marien, hat mir Ihr Pachter gesagt.

Hier fing er laut an zu schluchzen.

Wer sind Sie? frag' ich.

Ich bin der Unglückliche, der Unglückliche — geben Sie mir den Brief. Die letzten Worte sagte er mit einer so wilden Bestürzung

und zu gleicher Zeit mit einer so flehenden Stimme, daß ich erschrack und gerührt wurde. Ich gab ihm den Brief.

Es ist ihre Hand! rief er, und drückte den Brief an seine Lippen. Jetzt fing er an zu lesen; große Schweißtropfen hingen auf seiner Stirn.

Er fing immer wieder von vorn an; schüttelte heftig mit dem Kopfe, biß die Lippen, knöpfte die Weste auf und zu. Ich bat ihn, sich niederzulassen.

Noch kann ich ihn nicht lesen, sagte er, und zeigte auf den Brief. Ich sah, daß er also eigentlich noch nichts gelesen hatte. Ich brachte ihn auf die Geschichte der Unglücklichen. Er erzählte mir, was ich Ihnen geschrieben habe.

Er war sehr unruhig. Er ging endlich. Er ließ sich die Scheuer zeigen, wo sie gelebt hatte; er ließ sich ihr Grab zeigen. Er, so sagte mir mein Pachter, betrachtete Alles mit trockenem Auge: ja, selbst lächelte er zuweilen; allein er sagte kein Wort, sondern bewegte nur

die Lippen. Ich dankte dem Himmel, daß Alles so gut von dieser Seite abgehen würde.

Ach, es war nur die Ruhe vor einem schrecklichen Sturme.

Ich foderte meinen Brief wieder.

Er fragte lächelnd: wozu?

Ich muß ihm ja dem Vater senden.

Hm! sagte er: lassen Sie mir ihn heute noch. Ich will Ihnen noch einen dazu geben, der noch dazu gehört.

Ich will ihn trösten: er drückt mir die Hand, lächelt, und legt mir den Finger auf den Mund.

Die Nacht klopft man. Ich stehe auf, und finde den Unglücklichen todt. Er hatte sich auf dem Grabe Mariens erschossen.

In seinem Zimmer finde ich einen Brief an seine Mutter; wahrscheinlich der, von dem er mir sagte, daß ich ihn zu Mariens Briefe haben sollte. Dies ist er:

„Liebe Mutter, es fällt nicht ganz so aus, wie Sie berechnet hatten. Ich bin bei Marien hier bei Bristol; allein seyn Sie nicht

bange! Marie ist todt! Sehen Sie, so weit wäre es recht gut.

Allein die Rechnung ist doch falsch: denn mein Pistol ist geladen, und eben jetzt gehe ich nach dem Grabe meiner Marie, einen Brief von ihr in der Hand, worin sie mich ein Ungeheuer schilt.

Ich will Marien sagen, daß ich kein Betrüger war, sondern betrogen, wie sie selbst. Leben Sie wohl, Mutter, und vergessen Sie, wenn Sie können, daß Sie Ihren eigenen Sohn zwangen, sich das Leben zu nehmen."

Ich ließ ihn neben seine Geliebte begraben. Lesen Sie diese Geschichte aufmerksam, Mylord, und denken Sie an den guten D. Swift. Meine Frau grüßt Sie, und wünscht Sie und Ihren Harry glücklich verheirathet bei uns zu sehen. Leben Sie wohl.

XVI.

Moden.

Die Damen in Europa sind nicht die einzigen, die sich gern putzen: die Damen unter allen Himmelsstrichen sind den unsrigen ganz gleich, und die Toilette einer Schönen mitten in Amerika ist oft noch zusammengesetzter, als die Toiletten unserer Damen.

Die Kleidung vieler Amerikanerinnen ist noch bunter als die Kleidung der Europäerinnen; nur daß diese Kleidung aus nichts Anderm besteht, als aus der Haut, die ihnen die Natur gegeben hat.

Keine Amerikanerin würde es wagen, nackend auszugehen: sie müssen sich vorher ankleiden, und das heißt, sie beschmieren den ganzen Körper mit Oel, und mahlen denn, nachdem es Negligee oder Putz seyn soll, allerlei bunte Figuren auf den Körper, und Reisende versichern, daß sie im höchsten Staate in der Fer-

ne manchmal recht niedlich angezogen seyn sollen. Uebrigens tragen sie noch große Zähne von Fischen in ihren Ohren, die ihnen bis auf die Schultern herabhängen, weil die Mütter den kleinen Mädchen sehr sorgsam die Ohrenlöcher von Jugend auf so erweitern, daß man sehr bequem eine Hand durchbringen kann. In der Nase tragen sie auch Ringe, die ihnen bis auf die Lippen herabhängen; haben sie nun noch dazu ein Halsband von Affenzähnen, und Armbänder von Muscheln, so nehmen sie es im Putze mit jeder Dame in der Welt auf.

Eine Nation in Amerika findet es sehr schön, wenn ihre Mädchen recht starke Waden haben, und um dazu zu gelangen, binden die Mütter den Mädchen in der frühesten Kindheit feste unzerreißliche Ringe unter das Knie und über die Knöchel, und diese tragen sie, so lange sie leben. Unter diesen Ringen, die sehr breit sind, kann folglich das Bein nicht wachsen, weil sie den freien Umlauf des Nahrungssaftes hindern. Alles Blut bleibt also in dem Theile des Beins zwischen den Ringen, und macht ihnen nach und nach eine so ungeheuer

dicke Wade, daß Reisende versichern, der Umfang der Damenwaden dort sei über alle Vorstellung, und eine sehr dicke Wade sei ein Reitz, dem ein Jüngling unter dieser Nation nicht widerstehen könne. Dagegen tragen die Herren der Damen mit diesen ungeheuern Waden, von Federn eine große Perücke auf dem Kopfe, die eben so ungeheuer groß ist, als die weiblichen Waden. Eine Gesellschaft von dieser Nation, nackte Männer mit großen Federperücken, und Mädchen mit ungeheuern Waden, muß eben so lächerlich anzusehen seyn, als eine Gesellschaft Franzosen aus dem sechszehnten Jahrhundert, wo die Herren ungeheure Bäuche von Kleie, und die Damen ungeheure Hintertheile von Pferdehaaren trugen.

Unter den Achaguas hält man es für schön, einen sehr großen Schnurbart zu tragen, der über das halbe Gesicht wegläuft, und dessen Spitzen auf dem Kinne zusammenstoßen. Dieser Schnurbart ist so gemacht, daß nichts in der Welt fähig ist, ihn wieder wegzuschaffen. Die Mutter nimmt einen Fischzahn, der so spitz und scharf wie eine Lanzette ist. Mit diesem

Zahn schneidet sie die Gestalt des Schnurbarts in die Lippen, Wangen und das Kinn ein, ohne nach dem Geschrei des Kindes zu fragen, dem man diesen Reitz mittheilen will. Ist die Zeichnung vollendet, so wischt man das Blut ab, und wischt in die Schnitte eine schwarze unvergängliche Farbe hinein, und so ist der Schnurbart auf Lebenszeit fertig. Die Kinder mit den großen Schnurbärten sollten ein gutes Gegenstück zu den Nackten mit den großen Perücken abgeben!

In Quito wohnt ein Volk, die Omaguas. Bei ihnen ist der Baum zu Hause, dessen Harz das berühmte elastische Gummi, Kahutschu ist. Man nimmt dieses Harz von den Bäumen ab, und giebt ihm, so lange es frisch ist, in einer Form alle mögliche Gestalten. Man macht Bouteillen, Stiefel und anderes Geräth von diesem zähen elastischen Gummi. Der hauptsächliche Gebrauch aber von diesem Gummi unter den Omaguas besteht darin, daß man aus diesem Harz kleine Klystierspritzen macht. Wenn eine Gesellschaft Omaguas sich versammelt hat, um ein Fest zu feiern, so würde

man von dem Wirthe glauben, daß er nicht zu leben wüßte, wenn er nicht jedem seiner Gäste eine solche Klystierspritze anböte.

Ehe man sich nun zu Tische setzt, so nimmt jeder seine Kahutschuspritze, und setzt sich sein Klystier mit allem möglichen Anstande von der Welt.

Den alten Römern wurde bei großen Festen, mitten über Tisch, ein kleines Brechmittel präsentirt. Sie leerten sich aus, um den kommenden Gängen Platz zu schaffen. Bei vier und zwanzig oder gar vierzig Schüsseln wäre eine Kahutschuspritze oder ein Brechmittel kein unebenes Ding, und wer weiß, was unsere Nachkommen noch thun werden.

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht

Bd.: 1

1804

Coburg, Landesbibliothek -- D II 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940554-0